Dieter Baumann

Unter Mitarbeit von Josef-Otto Freudenreich

Lebenslauf

Mit neun Abbildungen und einem Freispruch

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart München

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

Bildnachweis:
© Foto Baumann: 1, 3, 5
© AP Photo/Frank Rumpenhorst: 2
© dpa: 4
© Sven Simon: 6
© Pressephoto Ulmer: 7
© dpa/lsw: 8
© firo sportphoto: 9

© 2002 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München
Alle Rechte vorbehalten
Satz: Verlagsservice G. Pfeifer/EDV-Fotosatz Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 3-421-05628-5

Inhalt

Das Undenkbare: »Dieter, deine Probe ist positiv.« 7

Der Schlag auf den Lebensnerv: Nie mehr laufen 31

Keine Kraft, kein Schlaf, keine Hoffnung 59

Einer gegen alle: Der Kampf gegen das System 77

Laufen gegen den Lebenslauf 91

Auf und Ab: Die einzige Konstante 119

»Maus, am Sonntag laufe ich wieder« 141

Aus den Bergen nach Sydney 165

Ein zerstörter Traum: Die Olympischen Spiele 179

Marathon – 3000 Meter – Marathon 220

Brücken auf einem langen Weg 233

Keine Zeit mehr 239

P.S. 243

Der Freispruch 244

Sachregister 269

Chronologie 272

Das Undenkbare: »Dieter, deine Probe ist positiv.«

15. November 1999

»Papa, Papa, Du musst jetzt aufstehen, das Baby weint.« Meine Tochter widmete sich hingebungsvoll ihrem Lieblingsspiel Mutter und Kind. Wieder einmal war aus dem Kinderzimmer eine Höhle geworden. Jackie befahl mir, Teppiche und Decken über Betten und Stühle zu hängen, die Tür zu verrammeln und die Läden zu schließen. Mit ihren vier Jahren beanspruchte sie selbstverständlich die Rolle der Mutter. Robert war gerade ein Jahr alt geworden und wackelte auf seinen Beinen noch sehr unsicher durch die Gegend. Er war das Kind. Ich hatte die denkbar einfachste Rolle: Ich war der Vater. Ich mußte unter einer Decke sitzen und auf die Anweisungen meiner Tochter warten. Papa mußte das Kind zum Spielplatz bringen, Suppe kochen, oder alle zehn Minuten zum Schlafen gehen.

Aber Papa musste nebenbei auch laufen. Ich glaube nicht, dass Jackie dafür Verständnis hatte. Die tägliche Rennerei mußte ihr ziemlich sinnlos erscheinen, weil sie mich nur vom Kuchenbacken und von sonstigen wichtigen Dingen abhielt. Trotzdem, irgendwann musste der Vater raus aus der Höhle, hinaus in die Natur. Die schönen Herbsttage waren wohl vorüber, draußen war's grau, aber die Vorstellung, auf den Spitzberg zu laufen, hellte mir das nasskalte Wetter auf. Ich versprach Jackie, in einer Stunde zurückzusein.

Es ist eine wunderschöne Strecke durch die alten Weinberge Tübingens. Die ersten zehn Minuten ist sie flach, führt am Neckar entlang stadtauswärts. Für mich ein idealer Anfang, um den Körper auf die bevorstehenden Kilometer einzustimmen. Ich bin kein Schnellstarter, ich bevorzuge eher den langsamen Einstieg. Ein kurzer steiler Anstieg führt hinauf zum Spitzberg. Mit kurzen Schritten

nehme ich die Steigung, die im zweiten Drittel merklich flacher wird. Langsam, ohne viel Druck, laufe ich auf dem nassen Untergrund und merke, wie meine Beine allmählich warm werden.

Gleich muss die Wurmlinger Kapelle zu sehen sein. Sie taucht immer nur kurz auf, wenn der geschwungene Höhenweg eine Biegung macht. Unter mir liegt das Neckartal, an dessen südlichem Rand die Schwäbische Alb ihre Konturen in den Himmel zeichnet. Hier ist mein Boden, auf dem ich manchmal »fliegen« könnte. Begeistert von meiner Stimmung ziehe ich das Tempo an. Mir ist klar, jetzt um diese Jahreszeit, in den Monaten November und Dezember, muss ich den Grundstock legen für den Höhepunkt der kommenden Saison: Sydney 2000.

Das ist noch einmal ein reizvolles Ziel. Meine vierten Olympischen Spiele. Aber noch ist Zeit. Ich weiß, das nächste Jahr wird lang werden. Die Spiele liegen sehr spät, erst Mitte September.

Ich erinnere mich an meinen ersten Auftritt, damals 1988 in Seoul. Gerade von dem späten Zeitpunkt habe ich profitiert. Viele meiner damaligen Konkurrenten waren von der anstrengenden Saison müde. Vielleicht könnte ich auch in diesem Jahr wieder von Fehlern der neuen jungen Garde profitieren. Natürlich weiß ich, dass ich gegen Haile Gebrselassie aus Äthiopien oder auch gegen Daniel Komen aus Kenia keine Chance habe. Aber vielleicht, bei optimalem Rennverlauf ...?

Sie haben nach wie vor großen Respekt vor mir, was vielleicht an meinem Alter liegt. Mit 34 gehört man nicht mehr zu den jungen Wilden. Ein Bild vom letzten Jahr wird wieder in mir wach. Monte Carlo. Die afrikanischen Kollegen stehen vor den Ergebnislisten des Wettkampfs, ich stelle mich in den Halbkreis, um die offizielle Zeit meines 3000-Meter-Laufes zu erfahren, und höre einen jungen Kenianer sagen: »Der alte Mann aus Deutschland ist persönliche Bestzeit gelaufen. Echt stark.« Das sind Momente, die mit keinem Geld der Welt zu bezahlen sind.

Laufen, unabhängig vom Resultat, das war mir in den vergangenen Jahren klar geworden, macht mir einfach Freude. Die Form entwickeln, zu sehen, wie man schneller wird. Dazu die Reisen, dieses immer noch ungestillte Fernweh. In wenigen Wochen wird es wieder nach Kenia gehen. Mit der Gruppe um Moses Kiptanui ist

alles geregelt, das faszinierende Land steht mir wieder offen, eine Welt, die ich mir stets aufs Neue durch das Laufen erobere. Vielleicht liebe ich auch deshalb meinen Sport.

Diese Bilder lassen mich sofort ein wenig schneller werden. Der letzte Anstieg. Die Wurmlinger Kappelle nun direkt vor mir, in Wurfweite fast. Der Weg zurück führt mich auf der anderen Spitzbergseite zurück nach Tübingen. Ideal, um bei welligem Gelände an den Bergaufpassagen das Tempo leicht zu verschärfen. Ich fühle mich gut. Soll ich noch eine kleine Runde anhängen? Ich biege nach rechts ab, eine extra Schleife, nur drei Kilometer. Es dämmert schon. Mit kurzem Blick auf die Uhr überschlage ich die Zeit. Ich müßte gerade noch vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause ankommen. Jackie wird wieder sauer sein.

Meine Gedanken schweifen zum gestrigen Abend mit Helmut Digel. Der Präsident des Deutschen Leichtathletikverbandes (DLV) war erst vor wenigen Wochen einem Ruf an das Tübinger Sportinstitut gefolgt. Hier hatte er seine wissenschaftliche Karriere begonnen, von hier aus will er sein sportpolitisches Gewicht in die Waagschale werfen. Er will es mit mir zusammen tun, auch als väterlicher Freund. So sehe ich ihn. Geeint hat uns dasselbe Anliegen, dieselbe Sorge: die grassierende Dopingseuche.

Wir saßen im »Ratskeller«, im Herzen der Tübinger Altstadt, in einer verborgenen Nische, wo wir uns ungestört unterhalten konnten. Digel war wie immer. Voller Tatendrang, ständig neue Ideen gebärend, mit einem Hang zum Besserwissen, aber auch in der Lage, zuzuhören. Erst vor ein paar Tagen war ich von einem Athletentreffen auf Lanzarote zurückgekehrt. Natürlich haben wir dort, wie immer, über das Thema Doping gesprochen. Die Mannschaft, das brauchte ich unserem Präsidenten nicht erzählen, war in dieser Frage gespalten. Unsere Bemühungen, die Kontrollen so optimal, so unvorhersehbar wie möglich zu gestalten, stieß nicht überall auf Gegenliebe. Wo dieser Riss durch die Mannschaft lief, war schwierig auszumachen. Wer waren die Befürworter einer Freigabe? Wer waren die Aktivposten im Kampf gegen den Mißbrauch? Wer waren unsere Gegner?

Wir glaubten aber, dass der größte Teil des deutschen Teams sauber war. Wie sollten sie auch manipulieren, bei dieser Kontrolldich-

te? Es wäre doch glatter Selbstmord. Später, als der grüne Tübinger Bundestagsabgeordnete Winfried Hermann zu uns stieß, kam das Gespräch auf meine Zukunft nach der aktiven Laufbahn – ob ich nicht Anti-Dopingbeauftragter der Bundesregierung werden wolle?

Während mich die Dämmerung im Wald fast verschluckt, frage ich mich, ob mich diese Aufgabe reizen könnte. Irgendwie schon. Das wäre doch noch was. Die Sicht reicht nur noch wenige Meter. Ich fixiere den Untergrund, um nicht ein kleines Loch im Weg oder eine Wurzel zu übersehen.

Was für ein Dauerlauf heute abend. Spielerisch, würde Isabelle, meine Frau, dazu sagen. Einfach »rollen« lassen. Trotz der schlechten Sicht, obwohl meine Beine auf dem kaum mehr zu sehenden Boden unsicher Halt suchen, halte ich das Tempo. Locker bleiben, einfach locker bleiben. Stell dir ein Rennen vor. Reihe dich ein, suche eine gute Ausgangsposition. Denk an die Kenianer.

Isabelle war es, die mich auf die Spur der Afrikaner brachte. In einem Trainingslager in St. Moritz hatte ich sie vor zwölf Jahren kennengelernt. Es war, wenn man so will, Liebe auf den ersten Blick. Was genau sie an mir fand, konnte ich mir damals nicht vorstellen. Einfach Glück gehabt. An Hermann Hesses »Nürnberger Reise«, die ich wegen seines Zwischenaufenthalts am Blaubeurer Blautopf ständig mit mir herumschleppte, kann es jedenfalls nicht gelegen haben. Die Wienerin, zu dieser Zeit noch aktive Mittelstrecklerin, fand meine Heimattümelei grauenhaft.

Seit 1991 ist sie für mein Training verantwortlich, versorgt mich mit neuen Ideen, und als spätere Bundestrainerin reizt es sie vor allem, über den Tellerrand zu schauen. Was machen die Kenianer anders? Was genau macht sie so stark, dass sie seit Jahren die Langstrecken dominieren? Fragen, deren Antworten nach ihrer Ansicht vor allem in Kenia selbst zu suchen waren. Daraus entstand unsere gemeinsame Liebe zu dem ostafrikanischen Land.

Denk an die Kenianer. Augenblicklich entsteht ein Bild vor meinen Augen: Moses Kiptanui im Stadion. Ich laufe direkt hinter ihm. Ich sehe eine kleine Schweißperle, die sich an seinem Haaransatz gebildet hat. Mein Blick hängt an seinem schmalen Hals. Der Tropfen perlt an seinem Nacken hinunter und glitzert in der Sonne. Mit jeder Sekunde, mit jedem Schritt und mit jeder Runde werden es mehr, bis sie als

kleiner Bach in sein Trikot fließen. Ich spüre seine Anstrengung, sehe, wie seine Adern anschwellen, um die Muskulatur mit mehr Sauerstoff zu versorgen. Auch dieser begnadete Körper empfindet den Schmerz einer zu schnellen Runde. Aber was ist schnell?

Plötzlich bin ich wieder in der Realität. Ich muss mich bremsen. Noch bin ich nicht in Sydney, sondern am Spitzberg und ich bin zu schnell. »Ruhiger laufen, ganz ruhig, einfach locker bleiben,« murmele ich vor mich hin. Was für ein wunderbarer Dauerlauf. Die beste Grundlage für meine letzten Olympischen Spiele. Entspannt laufe ich den letzten Kilometer den Berg hinunter. Meine Gedanken sind geordnet, das Ziel liegt klar vor mir, ich bin mit meiner Welt zufrieden.

»Was meinst du damit: eine Probe ist positiv?« Ich hatte mich noch nicht richtig umgezogen. Meine verschwitzten Trainingsklamotten klebten an meiner Haut. Ich fror. »Von wem?«

Der Technische Direktor des Leichtathletikverbandes, Jan Kern, hatte mich angerufen. Warum musste man mich immer mit den Problemen von anderen behelligen? Musste der Baumann, der Vorzeigesportler, zu allem ein Statement abgeben?

»Deine Trainingskontrolle vom 19. Oktober ist positiv, Dieter.« Kern machte eine Pause, als wolle er mir die Gelegenheit geben, zu begreifen. »Deine Kontrolle. Mit den Metaboliten auf das anabole Steroid Nandrolon.« Ich kapierte es nicht. »Was heißt meine Trainingskontrolle?« »Dieter, Du bist positiv getestet worden, im Oktober,« seine Stimme klang leise, unsicher.

Ich begriff immer noch nicht. Meine Trainingskontrolle? Im Oktober? Das geht ja nicht, dachte ich. Wie soll eine Trainingskontrolle von mir positiv sein? »Das ist doch nicht möglich«. Meine Stimme drohte zu versagen. Irgend etwas schnürte mir langsam die Kehle zu.

»Dieter, ich habe die Weisung, dich zu einer Anhörung einzuladen. Wir würden den Mittwoch dieser Woche vorschlagen. Übermorgen.« Ich hörte das Unbehagen in seiner Stimme. Er sagte nichts mehr. Eine Anhörung? Eine positive Probe? Ich konnte nicht mehr reden. »Dieter, ist dir Mittwoch recht?« Kerns Stimme drang kaum noch an mein Ohr. Er war weit weg. Er sprach zu leise. »Aber ich nehme doch

nichts. Das muss ein Irrtum sein. Auf was bin ich den positiv getestet worden?«, stammelte ich mit letzter Kraft in den Hörer.

Wie gelähmt saß ich auf dem Schreibtischstuhl. Mein Blick suchte Halt. Draußen in der Nacht konnte ich das Tübinger Schloß sehen. Wie immer war es beleuchtet, eine ruhige, malerische Kulisse. Doch diesmal gab es keinen Halt. Ich fixierte die Tür und hoffte, Isabelle würde hereinkommen. Ich wollte ihr ein Zeichen geben.

Nandrolon. Mit dieser Antwort konnte ich nichts anfangen, gar nichts. Wie in Trance bewegte ich mich, versuchte aufzustehen, machte einen Schritt in Richtung Tür. Isabelle, ich musste zur Tür, ich konnte nicht mehr denken. Wie aus weiter Ferne hörte ich abermals die Stimme von Kern: »Hast du Zeit am Mittwoch?« Nandrolon. »Ja, ja, ich habe Zeit.« Geistig war ich nicht mehr da. »Gut, bis Mittwoch dann.« Kern legte auf. In diesem Moment erreichte ich die Tür.

Der Präsident kannte das Ergebnis, die ganze letzte Woche

»Ruf ihn an.« Nur schwach hörte ich Isabelle. Wie ein großes schweres Kissen drückte die Nachricht auf meinen Kopf. Weit weg schien mir die vertraute Stimme. In mir waren andere Geräusche. Ein immer stärker werdendes Pochen machte sich breit, wuchs an zu einem unaufhörlichen Hämmern, verhinderte jeden klaren Gedanken.

»Was sollen wir machen?«, fragte ich, ohne zu merken, dass ich diese Frage in den letzten Stunden schon hundertfach wiederholt hatte.

»Ruf ihn einfach an«, drängte mich Isabelle. Selbst ihre Verzweiflung fand kein Gehör mehr. Mit wem sollte ich sprechen? Was sagen? Die positive Probe war doch nicht wahr, sie musste ein Irrtum sein. Langsam sickerte die Nachricht immer tiefer in mein Bewußtsein, Horrorszenarien vervielfältigten sich, auf die ich keine Antwort hatte. Das konnte doch nicht stimmen.

Durch diesen Nebel griff ich zum Telefon. Resigniert wollte meine Hand den Hörer schon wieder auflegen, da nahm jemand ab: »Helmut Digel.« Der DLV-Präsident klang gebrochen. »Herr

Digel, gerade hat mich Jan Kern angerufen.« Ich machte eine Pause, konnte kaum reden. Ich hörte seinen schweren Atem. Instinktiv wusste ich, dass ich meine Frage nicht mehr stellen mußte, und tat es dennoch: »Wissen Sie von meinen Trainingskontrollen?«

Er musste meine Verzweiflung gespürt haben. Ich hörte sein Atmen, als stünde er neben mir. Er kämpfte offensichtlich mit der Fassung. »Es ist fürchterlich, Herr Baumann, einfach nur fürchterlich.« Er brach ab. Nur mit äußerster Anstrengung, um jedes Wort ringend, fragte ich: »Sie kannten das Ergebnis schon gestern abend im Ratskeller?«

»Ich kannte es schon die ganze letzte Woche, Herr Baumann. Diese Vorstellung« – Pause – und er fuhr mit fast weinerlicher Stimme fort, »ist für mich die Hölle. Schon seit einer Woche kann ich nicht mehr schlafen.« Seine Niedergeschlagenheit wirkte echt. Ich konnte es nicht glauben. Schon seit einer Woche. Warum hatte er mir nichts gesagt? Mich informiert? Warum hatte er sich mit mir noch am Vorabend getroffen, um über neue Anti-Doping-Strategien nachzudenken? Was ging im Kopf dieses Mannes vor?

»Wir mussten den formalen Weg einhalten, Herr Baumann.« Eine Mischung aus Verzweiflung und Rechtfertigung war aus diesem Satz herauszuhören. »Sie müssen das verstehen«. Digel verlor zwischen den Worten immer wieder seine Stimme. »Auch gestern abend, ich hätte nur noch heulen können, als ich Sie so unbeschwert sah. Als ich Sie reden hörte, über Anti-Doping-Projekte, über ihr Engagement für einen sauberen Sport.« Für mich war nur noch ein schwerer Atem wahrnehmbar.

Ich hatte Digel angerufen, wie so oft in der Vergangenheit. Wen sonst? Er war ein langjähriger Wegbegleiter. Vom ersten Treffen an verband uns eine nicht immer konfliktfreie, aber aufrichtige Partnerschaft. Immer wieder holte er sich gerade von mir Rückendeckung, vom Vorbildathleten der deutschen Medien. Auch innerhalb der Nationalmannschaft konnte er sich auf mein Wort verlassen, stellvertretend für ihn hatte ich dort oft gekämpft. Er wusste genau, wenn er mich an der Spitze der Leistungsträger im Boot hatte, konnte er seinen Anti-Dopingkurs halten, auch gegen die Widerstände im eigenen Verband. Dopingbekämpfung war von Beginn an sein Thema, damit machte er sportpolitisch Karriere.

Auf diesem verminten Gelände hatten wir zusammengefunden. Wir waren beide umgeben von Trainern, Ärzten und Funktionären, die in der Öffentlichkeit scharfe Kontrollen anmahnten, und hinter vorgehaltener Hand forderten, das Problem bitte nicht zu ernst zu nehmen. Für sie galt, den deutschen Platz in der Hierarchie der Sportwelt zu halten, und ihn nicht durch allzu genaues Hinsehen zu gefährden. »Es machen doch alle«, so lautete ein gängiges Argument innerhalb des Sports, »warum sollen wir die Dummen sein.«

»Die Dummen«, so war mein Eindruck, waren aber gerade die Athleten, die diesen Weg nicht gehen wollten, die ihren Sport hormonfrei betreiben, und dennoch die Chance haben wollten, ein Finale oder eine Medaille zu erreichen. Wir, die Ehrlichen, fühlten uns manches Mal betrogen.

In einigen Disziplinen schien das nicht mehr möglich. Trainer zeigten den Athleten sehr eindeutig den scheinbar einzig gangbaren Weg. Waren sie dazu nicht bereit, wurden sie nicht berücksichtigt, fielen zurück, oder mußten ihre Laufbahn beenden, ohne erprobt zu haben, wie weit sie es mit einem unmanipulierten Körper geschafft hätten. Verschärft wurde dieses generelle Problem durch den Anschluß des DDR-Leichtathletikverbandes, aus dessen Bereich viele belastete Trainer übernommen wurden. Ich konnte mich deshalb nur wundern, wenn nach der Wende behauptet wurde, der Sport habe die Wiedervereinigung beispielhaft gemeistert.

In Helmut Digel, dem Soziologen und ehemaligen Handballspieler, hatte ich einen Querdenker gesehen. Einen Mann, der sich noch nicht in der Funktionärsmühle hatte abschleifen lassen, der sagte, was er meinte. Insoweit schien er mir, der damals gradlinige Poltergeist, mir authentisch. Inhaltlich hatte uns der Kampf für eine gerechte Sache vereint. Ja, es war ein freundschaftliches Verhältnis.

Sein kurzer, schnappender Atem war immer noch nicht zu überhören. Der sonst so eloquente Redner suchte nach Worten. »Wir sollten uns treffen, aber nicht bei mir und nicht bei Ihnen.« Warum nicht? Mußte ich jetzt schon abtauchen? Wer konnte hier wem nicht mehr vertrauen?

Ich war kaum noch in der Lage, das Gespräch fortzuführen. »Vielleicht bei Professor Dickhuth.« In meiner Dunkelheit fühlte ich mich plötzlich sehr müde. »Können Sie ihm trauen, Herr Bau-

mann?« Seine Frage klang für mich so absurd, so außerhalb jeglicher Vorstellung. Natürlich konnte ich Dickhuth trauen. Seit Jahren begleitete mich der Tübinger Sportmediziner mit seinem Team. Ich brachte den Digelschen Gedanken nicht zu Ende, schüttelte nur den Kopf, ob der ungeheuerlichen Frage, ohne zu bemerken, dass Digel meine wortlose Entrüstung am Telefon nicht hören konnte. »Wenn ich Professor Dickhuth nicht vertrauen kann, wem dann?« »Natürlich, Herr Baumann,« beeilte sich Digel zu sagen, »natürlich«.

War Digel ein Freund?

Wie sehr hätte ich mir gewünscht, er, Digel, könnte mir helfen. Zu sehr glaubte ich an einen Irrtum, den es zu lösen galt, wie einen komplizierten Knoten. Zu sehr vertraute ich darauf, dass Digel auch diesmal eine Antwort hatte. »Alles Deppen« – diese bei ihm übliche Tirade hätte ich jetzt gerne gehört, und alles wäre wieder gut gewesen. Aber es war kein Irrtum, die Trainingskontrollen waren die Wirklichkeit.

»Morgen vormittag?« Er redete, als hätte er selbst einen positiven Befund. So schwach. » Kennen Sie einen Anwalt?« Mein Gehirn war nicht in der Lage, sich Gedanken zu machen. »Sie brauchen einen guten Anwalt, Herr Baumann«, wiederholte Digel. »Wir sehen uns morgen.«

Langsam legte ich den Hörer auf den Schreibtisch. Die Welt um mich zersprang in tausend Teile. »Isabelle«, wollte ich rufen. »Isabelle«. Es war mehr ein Gedanke. Wo waren meine Kinder?

»Nehmen Sie einen Anwalt mit.«

16. November 1999

»Machen Sie von jedem Vorgang eine Aktennotiz. Sie werden alles protokollieren. Alles, auch diesen Anruf. Haben Sie verstanden?« Digels Stimme klang bedrohlich. Er stand hinter dem Schreibtisch von Dickhuth, den Hörer in der breiten Faust, als müsste er den Mann am anderen Ende der Leitung erdrücken. Er sprach mit seinem Geschäftsführer Jan Kern. Sprechen war der falsche Ausdruck. Es waren Befehle. Digels wuchtiger Körper bebte.

»Wie können solche Werte zustande kommen? Gibt es eine medizinische Erklärung?« Nachdem Digel den Hörer aufgelegt hatte, wandte er sich, immer noch erregt, aber mit deutlich gedämpftem Ton, an Dickhuth. Der ruhige, weißhaarige Mediziner wirkte wie ein natürlicher Prellbock für den Digel'schen Gefühlsausbruch. Ich hatte mich auf ein kleines Ecksofa gesetzt. Mit drei, vier Schritten kam Digel hinter dem Schreibtisch hervor.

Dickhuth hatte noch in der Nacht im Internet nach Informationen gesucht. Er reichte uns das Material, das er ausgedruckt hatte. Es besagte nicht mehr, als dass man »dieses Zeug überall bestellen kann«. Bei »diesem Zeug« handele es sich nicht um Nandrolon, sondern um Vorläufer. »Welche Vorläufer?« – nur mit Mühe konnte ich Informationen aufnehmen. Dickhuth erklärte den Unterschied zwischen dem Dopingmittel Nandrolon und Norandrostendion sowie Norandrostendiol, den Vorläufern. Alle drei Wirkstoffe werden im Körper zu denselben Abbauprodukten zersetzt. Wie sollte ich das begreifen? Durch welchen der drei Wirkstoffe kamen meine positiven Befunde nun zustande? Ich hatte seit dem gestrigen Anruf von Jan Kern nicht geschlafen. Wie sollte ich auch?

Digel hatte sich neben mich auf das Sofa gehockt, in sich zusammengesunken. Dickhuth berichtete, dass der Leiter des Kölner Labors für Dopinganalytik, Wilhelm Schänzer, die Nandrolonvorläufer im Zusammenhang mit verunreinigten Nahrungsergänzungsmitteln sehe, und damit auch hunderte von ungeklärten Nandrolonfällen. Plötzlich fielen die Namen anderer prominenter Athleten, und plötzlich tat sich für mich eine andere, völlig neue Welt auf. Mit einem Mal war ich dabei, mitten unter den Dopingsündern, deren Unschuldsbeteuerungen ich nie geglaubt hatte.

Auch Dickhuth schien ratlos. Das Pochen in meinem Kopf hatte seit gestern abend nicht nachgelassen. Mein Gehirn schien jede Sekunde zu platzen. Von irgendwoher musste eine Antwort kommen. Es musste sie geben. Aber die beiden Experten kannten sie auch nicht. Digel versuchte es mit einem neuen Anlauf: »Am 19. Oktober war die positive Kontrolle. Hatten Sie seitdem nochmals eine?« Mühsam presste er die Frage zwischen kurzen Atemzügen heraus. »Seit Oktober?« Ich versuchte meine Gedanken wieder zu sortieren. »Ja, ich glaube, letzte Woche. Es muss am Freitag gewe-

sen sein.« Hektisch sprang Digel wieder auf. Mit einem schnellen Schritt war er schon fast hinter dem Schreibtisch und hatte das Telefon in der Hand. Dickhuth zwängte sich hinter ihm vorbei und räumte seinen Platz.

»Ja, hier Digel nochmal.« Er bemühte sich diesmal, leiser zu sein. »Haben Sie ein Ergebnis der Trainingskontrolle von letzter Woche? Freitag, der zwölfte?« Digel hörte nicht lange zu. »Rufen Sie sofort in Köln an.« Er wechselte in den Befehlston. »Ja, Professor Schänzer. Er soll sofort die Probe von Herrn Baumann untersuchen. Veranlassen Sie das.« Nur ungern ließ er sich von seinem Gesprächspartner unterbrechen, um dann ungnädig »natürlich sofort« in den Hörer zu zischen.

Die Anweisungen kamen im Stakkato. »Noch eine Frage, Herr Kern, hat man im Urin von Herrn Baumann Nandrolon festgestellt?« Kern muss offenbar mit Ja geantwortet haben. Kurze Pause. »Reines Nandrolon? Sind Sie sicher? Klären Sie das ab. Fragen Sie dazu Professor Schänzer.« Er legte auf. Wild schnaufend wandte er sich mir zu und fauchte mich an: »Wenn diese Probe auch positiv ist, dann ist das kein Zufall mehr. Dann ist das systematisches Doping, Herr Baumann.«

War Digel noch ein Freund?

Ich konnte ihm nicht folgen. Wieso sollte diese Probe positiv sein? Unfähig, überhaupt noch zu antworten, versuchte Dickhuth im selben Augenblick zu beruhigen. »Jetzt warten wir erst einmal die Untersuchung ab. Wann ist denn diese Anhörung?«

»Morgen.«

Digel drängte sofort. »Sie müssen unbedingt hingehen, Sie gehen doch hin?« Warum sollte ich nicht? Seine Aufgeregtheit machte mich verrückt. Diese irrsinnige Situation machte mich krank. Warum sollte ich nicht zur Anhörung gehen? Ich hatte doch nichts getan, hatte nichts zu verbergen. Es mußte doch eine Erklärung geben. Ich spürte den schrecklichen Stimmungswechsel, hier im Büro von Professor Dickhuth. Auf einen Schlag war alles anders als vor zwei Tagen im »Ratskeller«.

Digel hatte damals das Ergebnis meiner Trainingskontrollen schon gekannt. Trotzdem diskutierte er in freundlichem Ton über Dopingbekämpfung, über die Idee eines Runden Tisches in Tübin-

gen. Es sollte eine regelmäßige Einrichtung in unserer gemeinsamen neuen Heimat sein, eine Plattform für Politik, Sportverbände, Medien und Athleten.

»Ich werde morgen in Darmstadt sein,« sagte ich, und versuchte, meiner Stimme Festigkeit zu geben. »Werden Sie mit Herrn Baumann fahren?« Digel wandte sich an Dickhuth, der mir aufmunternd zunickte. Der DLV-Präsident spielte den Organisator, was ich weder verhindern konnte noch wollte. Ich saß wie versteinert auf dem Sofa, unfähig, selbst zu denken. Ob ich einen Freund hätte, der mich juristisch beraten könnte, fragte Digel, einen Rechtsanwalt, den ich mit Dickhuth nach Darmstadt mitnehmen könnte? Jetzt wirkte er wieder besorgt, wie ein Vater, der um seinen Sohn bangt.

Ich kannte keinen. Warum sollte ich auch? Bisher hatte ich keinen nötig gehabt. Keiner sagte mehr etwas. Ratlos. Digel schien fürchterlich zu leiden. Hatte er gesundheitliche Probleme? Dickhuth wirkte eher gelassen. Aufgeregtheit war nicht seine Art, er verabschiedete sich von uns, fragte nur: »Herr Baumann, wann fahren wir morgen?« Ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: »Rufen Sie einfach an. Ich bin immer für Sie da.« Auch Digel war aufgestanden und sagte nur noch: »Herr Baumann, nehmen Sie einen Anwalt mit, morgen zur Anhörung.«

Karriere beenden: Kein Verfahren, keine Öffentlichkeit

17. November 1999

Einen Anwalt? Dunkel erinnerte ich mich an den Namen eines Juristen aus Heidelberg, Michael Lehner. Er hatte mit den DDR-Dopingopfern zu tun. Ich hatte ihn noch nie gesehen, ich wußte aber, dass er mit dem Wissenschaftler Werner Franke eng zusammenarbeitete. Dieser angesehene Zellbiologe war der engagierteste Streiter im Anti-Dopingkampf. Ihn kannte ich von vielen Podiumsdiskussionen, bei denen wir Seite an Seite saßen. Wer mit ihm zusammenarbeitete, mußte ein breites Kreuz haben. Also Lehner. Er wurde mein Anwalt. Er warf seine Termine um und kam mit.

Ich glaubte an das Gute, an einen guten Ausgang. Mit dieser Überzeugung fuhr ich nach Darmstadt. Im DLV-Hauptquartier hatten sie einen großen Raum gewählt und dort die Tische im Quadrat aufgebaut. Die Herren von der Anti-Dopingkommission, Jan Kern, Theo Rous, Volker Wollschläger, waren bei unserer Ankunft schon im Raum. Nach einer kurzen, unterkühlten, vielleicht auch verlegenen Begrüßung platzierten sie sich, von der Tür aus gesehen, auf der rechten Seite entlang der Tischfront. Ich durfte ihnen gegenüber sitzen. Dickhuth und Lehner bildeten eine Art Verbindungssteg.

Der Amtsrichter Clemens Prokop, der im Verband als Vizepräsident für Recht zuständig war, kam verspätet. Betont locker, fast schon fröhlich betrat er den Raum. Es passte gar nicht zur Stimmung der übrigen Anwesenden. Prokop setzte sich zu seinen Funktionären. Der Raum wirkte dunkel. Lag es an diesem regnerischen Novembernachmittag?

Prokop sortierte einige Blätter Papier, die vor ihm lagen und eröffnete die Sitzung. »In der Trainingskontrolle vom 19. Oktober wurden Metaboliten von der anabolen Substanz Nandrolon festgestellt. Kannst du uns eine Erklärung dafür geben?«, fragte Prokop. Sein Versuch, die Sitzung ungezwungen, geradezu freundlich zu eröffnen, war holprig, wirkte angesichts dieses Eröffnungssatzes mehr als gezwungen.

Ich weiß nicht warum, aber in diesem Moment, in dem ich sein falsches Lächeln und die versteinerten Gesichter seiner Kollegen sah, wurde mir bewußt, dass dies nicht mehr meine Weggefährten der letzten Jahre waren.

Prokop war auf den Vorteil des Verbandes bedacht, auf seinen Vorteil, war nicht wirklich daran interessiert, mir zu helfen. Nein, ich hatte an nichts Böses gedacht auf der Fahrt hierher. Diese andere, diese neue Realität, war mir fremd und ich wurde von ihrem kalten, häßlichen Gesicht geradezu erschüttert.

Prokop wartete auf eine Erklärung. Acht Augen schauten mich an, musterten jede Bewegung. Ich hatte keine Erklärung für die Abbauprodukte, die Metaboliten. Wie sollte ich etwas erklären, was mir selbst ein Rätsel war? Das unaufhörliche Pochen in meinen Kopf machte mich krank.

Dickhuth und Lehner versuchten es mit ersten Erklärungen. Möglich sei, sagten sie, dass ich verunreinigte Nahrungsergänzungsmittel zu mir genommen hätte oder eine Eigenproduktion von Nandrolonmetaboliten vorliege, nach starker körperlicher Belastung oder Streß. Diese Theorie hatte Lehner von Werner Franke.

Die positive Probe vom Oktober war nicht zu bezweifeln. Sie lag ja vor. Soweit traute ich unserem Kontrollsystem. Ich glaubte auch nicht an eine Manipulation. Aber wie kam das Ergebnis zustande?

»Ich habe nie verbotene Substanzen genommen, Herr Prokop. Auch nicht im Oktober dieses Jahres. Weder das anabole Steroid Nandrolon noch andere Dopingmittel. Dies kann ich beschwören.«

»Wir glauben dir ja, Dieter,« beschwichtigte er mich. »Aber wie kommt dann der positive Befund zustande? Was sollen wir denn machen?«

Was fragte er mich? Was sollten »wir« machen? Was wollte er hören?

»Hast Du einen Vorschlag?« Sein Gesicht wirkte wie eine Maske. Aalglatt. Noch nie war mir diese berechnende Kälte an ihm aufgefallen. Es war eine Falle. Worauf wollte er hinaus?

»Wir als Anti-Dopingkommission können nur ein Verfahren gegen Dich einleiten, wenn Du Mitglied eines Vereins bist.« Kunstpause. »Du bist doch schon fast 35.«

Hatte ich das richtig verstanden? Prokop bot mir an, ich sollte den Leistungssport beenden, aus dem Verein austreten und bliebe dafür unbehelligt? Keine Veröffentlichung, kein Verfahren, einfach Schluß, wenn ich mitspielte und mich davonstahl. Eine Ungeheuerlichkeit, auch nur eine Sekunde darüber nachzudenken. Ich war wie vom Donner gerührt.

Noch im Mai hatte mir der Verbandsjurist Prokop seine Einlassungen zu einer Anti-Dopingstiftung zugefaxt, die ich bei einem Gespräch mit Innenminister Otto Schily erläutern sollte. Die Verbände erhofften sich von der Bundesregierung finanzielle Unterstützung.

Wütend sprang ich auf und verließ den Raum. Ich hielt die Falschheit dieser Menschen nicht mehr aus. Lehner und Dickhuth folgten mir hastig. Isabelle saß im Foyer, voller Sorgen über meinen

Gemütszustand. In der Teeküche versuchten sie mich zu beruhigen, und davon zu überzeugen, dass ich Prokop falsch verstanden hatte. Danach kehrten wir in den Besprechungsraum zurück. Die vier Herren des DLV saßen stumm am Tisch und musterten mich.

Prokop nahm einen neuen Anlauf. »Was war denn Deiner Meinung nach die außergewöhnliche Belastung, welche die Eigenproduktion ausgelöst haben könnte?«

Und wieder hatte er diesen scheinbar ungezwungenen Ton in der Stimme, als unterhielten wir uns über verschiedene Methoden des Ausdauertrainings. Er lächelte mich an. Ich war angeknockt, meine Nerven lagen blank. Am liebsten hätte ich ihn angeschrieen, sein dämliches Grinsen zu unterlassen. Stattdessen versuchte ich meine Gedanken zu sortieren.

»An dem Tag der Probe war ich im Kraftstudio. Wir haben in diesem Herbst zum ersten Mal mit einer neuen Form des Krafttrainings begonnen. Ich habe nicht, wie in der Vergangenheit, alles über das eigene Körpergewicht und in einem Zirkeltraining gemacht, sondern mit Geräten gearbeitet. Danach war ich immer sehr müde, fühlte mich ungewöhnlich angestrengt«. Ich versuchte ruhig zu antworten.

»Waren das hohe Gewichte?«, wollte Prokop wissen. Er war nicht der Vorsitzende, hatte aber zentral Platz genommen und führte ganz offensichtlich durch diese Sitzung. Von Rous, dem eigentlichen Vorsitzenden, war nichts zu hören. Wollschläger blieb regungslos und Kern machte ein desinteressiertes Gesicht, als wäre er eher aus Versehen in diese Runde geraten. Dickhuth wollte vermitteln und Lehner beobachtete schweigend.

»Ich wiege 60 Kilogramm. Wenn ich 30 Liegestützen mache, ist das ein hohes Gewicht, Herr Prokop. Meistens arbeiten wir Langstreckenläufer im Training ohne Gewichte. Eine halbe Kniebeuge beispielsweise, mit vielleicht 25 Kilogramm. Es geht bei dieser Art des Krafttrainings mehr um Dauer und Wiederholungen der Übungen. Mit Maximalkraft hat das nichts zu tun.« Resigniert hielt ich inne – »wenn Sie das meinen«. Nur Sekundenbruchteile später schob ich diesen Halbsatz nach. Ich hatte den Eindruck, dass, egal was ich sagen würde, es im Endeffekt keine Rolle mehr spielen würde.

Was war das für eine Veranstaltung? War ich hier völlig ausgeliefert? Keines der Kommissionsmitglieder wagte es, mich anzuschauen. Lag es am spärlichen Licht des trüben Novembertages? Ich hatte den Eindruck, der Abstand zwischen mir und der Tischreihe der Funktionäre wurde immer größer.

»Nimmst Du auch Nahrungsergänzungsmittel?« Prokop ersparte mir jetzt sein Lächeln. Offensichtlich war für ihn der Kampf eröffnet. »Du weißt, nach unseren Regeln ist der Athlet selbst verantwortlich für das, was man in seinem Körper findet.« Ich hatte mir über diese juristischen Feinheiten nie weitergehende Gedanken gemacht.

Otto Schily schoß mir durch den Kopf. Im Mai, bei der Diskussion in Bonn, hatte er alle sechs anwesenden Athletensprecher gefragt, mit dem Zeigefinger auf die Brust deutend, ob wir einverstanden wären, wenn man für alle verbotenen Substanzen, die im Körper eines Sportlers gefunden wurden, eine zweijährige Sperre aussprechen würde. Die Frage des Ministers kam jetzt wie aus dem Off. Schily, dem Juristen, war die Tragweite einer solchen Regel für die betroffenen Athleten offenbar bewußt, ich hatte bis dahin nie darüber nachgedacht.

Hier in Darmstadt wurde mir der Sinn seiner Frage, wurde mir die ausweglose Situation klar, und sie machte mich zornig. Wie kann ich für etwas in meinem Körper verantwortlich sein, von dem ich nicht weiß, wie es dorthin gelangt ist? »Ich nehme im Prinzip keine Ergänzungsmittel,« antwortete ich, mühsam beherrscht, »vielleicht ab und zu Magnesium. Nach einer langen oder harten Belastung greife ich manchmal zu diesem Elektrolytgetränk.« Ich hatte eine solche Dose dabei, die ich allerdings erst Ende Oktober aufgemacht hatte, und stellte sie neben mich auf den Tisch.

Lehner nickte mir aufmunternd zu. Prokop blätterte in Papieren, die vor ihm lagen, und dann schaute er mir kaltlächelnd ins Gesicht. »Die Dose, die du mitgebracht hast, kann nicht der Grund deines positiven Befundes sein. Wir haben heute eine Faxnachricht vom Labor in Köln erhalten.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause. »Deine Trainingskontrolle vom 12. November weist Nandrolon in ähnlich hoher Konzentration aus.« Im ersten Moment kapierte ich gar nichts. Eine zweite Probe? Im November? Das ist unmöglich, dachte ich.

»Gibt es aus Deiner Sicht dafür eine Erklärung? Was sagst du dazu?«, fragte Prokop. Auch bei Dickhuth und Lehner löste die Nachricht heftiges, ungläubiges Kopfschütteln aus.

Man hatte mir die positive Probe, die vor nicht einmal acht Tagen genommen worden war, bis jetzt verschwiegen. Warum hatte Prokop diesen Sachverhalt die ganze Zeit zurückgehalten? Ich war benommen.

»Der DLV hat Deine Ergebnisse der letzten Trainingskontrollen abgefragt.« Um die Wichtigkeit seiner Botschaft zu betonen, hob er ein Papier hoch, das er vor sich hatte. »Alle Proben von diesem Jahr waren negativ. Außer einer vom 5. August. Sie hatte einen Schleier mit denselben Metaboliten des Wirkstoffes Nandrolon. Sie lag unter dem Grenzwert von zwei Nanogramm pro Milliliter und war somit negativ zu bewerten.« Prokop spielte jetzt den Jäger, fragte mich, ob ich bereit wäre, noch heute einen Urintest zu machen. Kein Problem, dachte ich, wenn's der Wahrheitsfindung dient. Und schon eilte Kern aus dem Raum, um diese weitere Probe zu veranlassen. Prokop nutzte die Gelegenheit und unterbrach die Sitzung.

Verwirrt ging ich aus dem Zimmer und suchte Trost bei Isabelle. »Es gibt eine zweite Probe.« Sie verstand nicht. »Die Kontrolle von letzter Woche ist auch positiv. Mit demselben Zeug.« Isabelle verlor die Fassung, sie weinte. Dickhuth versuchte sie zu beruhigen. Ich konnte mich wenigstens wehren, sie aber konnte nur hilflos zuschauen. Nach wenigen Minuten kehrten wir in das Besprechungszimmer zurück. Diesmal nahm ich Isabelle mit.

Prokop und Co. überlegten nun, ob sie aufgrund des zweiten positiven Befunds weitere Nachforschungen anstellen lassen sollten. »Die Probe liegt ja noch nicht einmal eine Woche zurück. Vielleicht kann man die Ursache noch herausfinden,« warf Dickhuth ein. Prokop wollte daraufhin von mir wissen, ob ich mit weiteren Untersuchungen einverstanden wäre. Selbstverständlich. Der bis dahin teilnahmslose Rous bot an, das von mir mitgebrachte Getränk und den Urin noch heute bei Professor Schänzer abzuliefern.

Mittlerweile war auch der Kontrolleur eingetroffen. Jan Kern verließ geschäftig den Raum, um mit Schänzer zu telefonieren. Nach kurzer Zeit kam er mit der Nachricht zurück, dass der Kölner Wissenschaftler grundsätzlich bereit wäre, weiter zu untersuchen,

auch bei mir zu Hause. Noch heute abend könne er einen Mitarbeiter nach Tübingen schicken.

In aller Eile wurde das weitere Vorgehen beschlossen. Prokop wollte die Analysen abwarten, und solange nicht an die Öffentlichkeit gehen. Aus seinem Mund klang es wie eine Drohung, deshalb verlangte ich: »Ich werde die Presse selbst informieren, wenn es sein muss. Ich bitte darum, mir dieses Recht zu lassen. Natürlich werden wir alles miteinander abstimmen.« Schnell beeilte sich Prokop, meiner Forderung zuzustimmen. Was er darunter verstand, sollte ich früh genug erfahren.

Es war dunkel geworden in Darmstadt. Der Aufbruch war hektisch, als müßten alle noch etwas sehr Wichtiges erledigen. Aber gleichgültig, wohin sie auch gehen mochten, die Herren Prokop, Rous, Kern und Wollschläger, sie würden von nun an keine ruhige Minute mehr haben. Die Bombe tickte und alle wußten, dass sie mit verheerender Wirkung hochgehen würde. Ich konnte es spüren, sie waren dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen. Der Aufbruch war für sie ein Weglaufen.

»Es wird eine Lösung geben, davon bin ich überzeugt. Diese positiven Resultate kommen doch nicht aus der Luft, Herr Baumann.« Dickhuth unterbrach meine Gedanken auf der Heimfahrt. Ich steuerte den Wagen, Isabelle saß auf dem Rücksitz. »Meinen Sie, dass Schänzer heute abend etwas findet?« Dickhuth rekapitulierte offensichtlich die Anhörung, es dauerte eine Zeitlang, bis er antwortete. »Es gibt bei dieser Substanz noch viele offene Fragen, es muss eine Erklärung in Ihrem Fall geben.« Es regnete. Die Lichter der entgegenkommenden Wagen spiegelten sich auf der nassen Windschutzscheibe. Bald würde der Mitarbeiter aus Köln in Tübingen sein.

Die Suche im Pulver des Druiden

»Mein Zug wird um 22.22 Uhr in Tübingen ankommen«. Der Mitarbeiter von Professor Schänzer hatte sich vom Stuttgarter Hauptbahnhof aus gemeldet. Er war am frühen Abend in Köln losgefahren, um eine Spur zu finden, die das Unerklärliche erklären sollte. Ich versprach, ihn abzuholen.

Eine Stunde bis zu seiner Ankunft. Meine Gedanken kreisten. Wie ein Orkan wütete dieses Ereignis in meinem Leben, wirbelte alles durcheinander. Ist das die Wirklichkeit? Meine Wirklichkeit? Sie kann es nicht sein. »Sie kann es nicht sein,« schrie ich voller Zorn. Woher kamen diese Befunde?

Ich stürzte in die Speisekammer, kramte wie wild ein paar Vitamintabletten hervor. Aber zu der fraglichen Zeit hatte ich doch keine genommen. Bei denen, die ich in der Hand hielt, war das Verfallsdatum bereits abgelaufen. Die konnten es nicht sein. Woher kommen dann die positiven Befunde?

Die Frage hämmerte sich in meinen Kopf, bohrte unentwegt feine kleine Löcher in mein Gehirn.

Eine halbe Stunde später wartete ich vor dem Haupteingang des Bahnhofs. Viele Menschen, die gerade mit dem Zug angekommen sein mußten, gingen an mir vorbei. Sie grüßten freundlich. Sie alle wußten nichts von den positiven Proben, nichts von dem Irrsinn der letzten beiden Tage, ahnten nichts von der Bedrohung. Ich versuchte, die Grüße zu erwidern, fühlte mich dabei unwohl, beobachtet. Auf wen wartete ich eigentlich? Ich kannte den Kölner Wissenschaftler nicht. Konnte er mir helfen?

Langsam ging ein kleiner schmächtiger Mann auf mich zu. »Herr Baumann, ich habe ihre Stimme am Telefon erkannt, mein Name ist Hans Geyer.« Ihm war offenbar nicht einmal mitgeteilt worden, mit wem er es zu tun haben würde. Tübingen und Telefonnummer, mehr hatte er von seinem Chef Schänzer nicht erfahren. Jetzt sagte er nur: »Kommen Sie, wir fahren gleich zu Ihnen.«

Durch ihn erfuhr ich zum ersten Mal, wie undurchsichtig und problematisch die Nandrolonsituation war. »Sie laufen reihenweise in die Falle,« deutete er dunkel an, »wir haben konkrete Verdachtsmomente.« Die Falle, die er meinte, und die ich nicht im Entferntesten ahnte, hieß Nahrungsergänzungsmittel. Dieser Markt sei eine »große Schweinerei«, weil winzige Verunreinigungen reichten, um bei Tests positive Ergebnisse zu bringen. Deshalb glaube er auch, dass die meisten der jüngsten Dopingfälle gar keine seien. Ich hatte den Eindruck, dass er bei mir dasselbe dachte, und das »Scheißzeug« nur in meiner Speisekammer finden wollte. Immer noch konnte ich mir keinen Reim auf diese Theorie machen. Beim

Aussteigen aus dem Auto fragte er noch: »Welche Ergänzungsstoffe nehmen Sie?« Ich schüttelte den Kopf – »keine« – und ließ ihn ins Haus.

Wir standen im Wohnzimmer um den Eßtisch, Geyer, Isabelle und ich. Der Biochemiker wollte systematisch vorgehen, und bat zunächst um eine Urinprobe von uns beiden. Zur Sicherheit wollte er auch selbst Wasser lassen, später das Ergebnis meiner Urinprobe telefonisch abfragen, die ich am nachmittag in Darmstadt abgegeben hatte. »Um diese Zeit?«, fragte ich ungläubig. Inzwischen war es Mitternacht. »Nach dem Anruf vom DLV«, klärte er auf, »bat unser Chef eine Kollegin, im Labor zu bleiben. Wir wußten, dass irgend etwas nicht stimmte.«

Von nun an ging es nur noch ums Essen und Trinken. Wir mußten alles rekonstruieren. Frühstück, Mittagessen, Abendessen. Selbst Kleinigkeiten zwischendurch sparte er nicht aus. Er wollte wissen, was wir wo eingekauft hatten. Ich pendelte von der Küche zum Wohnzimmer, wieder zurück zur Küche, an Ruhe war nicht zu denken. Nahrungsergänzungsmittel kamen nicht in Betracht, weil ich keine genommen hatte. Zumindest nicht in der letzten Woche. Also vielleicht die Vitamintabletten, die in der Speisekammer lagen, aber, wie gesagt, unbenutzt. Dennoch packte er sie ein.

»Außer diesem Elektrolytgetränk nehme ich nichts,« sagte ich und zeigte es ihm. Ich wußte, dass es in Tübingen hergestellt wurde, von einem Unternehmer, den ich persönlich kannte. »Der legt großen Wert auf gesunde Ernährung und so,« erzählte ich, was Geyer wenig beeindruckte. Stattdessen kamen seine Fragen und Antworten wie aus der Pistole geschossen: »Was ist das für einer? Bestimmt auch so ein Gesundheitsprediger. Das ganze Zeug bringt doch nichts. Mischt der das selber? Haben Sie noch andere Produkte von ihm?« Ich brachte ihm die paar Energieriegel, Geschmacksrichtung Aprikose auf Molkebasis, die noch in der Speisekammer waren.

Zum zweiten Mal telefonierte er mit Köln. Wie selbstverständlich nahm noch jemand ab. Die Probe von heute war negativ. »Schade, wirklich schade,« sagte er mehr zu sich selbst. Ich verstand nicht, was er damit meinte. Mir war nur klar, dass die anderen Nandrolonfälle nicht so klar waren, wie sie die Verbände darstell-

ten. Offensichtlich konnte dieses Anabolikum fast überall drin sein, ohne dass die Athleten davon wußten.

Es war weit nach Mitternacht, und der unermüdliche Dopinganalytiker forschte immer weiter. In den nächsten Tagen sollten wir ständig Urinproben nach Köln schicken. Auch Isabelle. »Natürlich.« Isabelle zuckte mit den Schultern. Was sollte das für einen Sinn haben? Sie war mit den Nerven am Ende. Die Strapazen, die Anspannung der letzten Tage hatten ihr Furchen ins Gesicht gegraben. Ich selbst war unfähig, sie zu trösten, ihr Mut zuzusprechen. Wir lebten seit drei Tagen im Ausnahmezustand. Isabelle verabschiedete sich von unserem nächtlichen Besucher und versuchte zu schlafen.

Geyer wollte die Quelle finden. Bei anderen Spitzensportlern seien sie einfach zu spät gekommen, erklärte er mir, bei mir seien die Proben noch frisch, das sei nachprüfbar. Im Übrigen seien die Betroffenen viel zu clever, um zu Nandrolon zu greifen. Was sollte ich dazu sagen? Ich hatte keine Ahnung, was die anderen getan hatten, was mit ihnen passiert war, geschweige denn hatte ich eine Vorstellung, was mit mir passierte. Aber ich spürte zum ersten Mal Hoffnung. Dieser Mann wollte mir helfen. Schänzer und sein Labor in Köln wollten mich nicht hängen lassen.

»Sie glauben gar nicht, wo wir dieses Zeug schon überall gefunden haben. Selbst in einem Guarana-Kaugummi.« »In was?«, fragte ich zurück. Darauf folgte ein Exkurs: »Guarana ist eine Koffeinpflanze. Wir haben in Belgien einen Kaugummi gefunden, der enthält auch Norandrostendion. Wir haben das schon nachgewiesen.« Fassungslos schaute ich ihn an. »Vergessen Sie es, Herr Baumann. Wir finden das Zeug schon. Vielleicht ist es in dem Pulver von dem Tübinger Druiden.«

Der erste Zug in Richtung Köln fuhr um 4.15 Uhr. Es blieben uns noch zwei Stunden. Ich konnte ihn überreden, wenigstens diese zwei Stunden im Gästezimmer zu schlafen. Ich wollte nicht ins Bett, an Schlaf war ohnehin nicht zu denken. Ich döste auf dem Sofa ein. Mein Wecker klingelte.

»Denken Sie bitte in den nächsten Tagen an den Urin? Nehmen Sie die Proben immer zur selben Zeit ab wie die Trainingskontrollen. Am frühen bis späten Nachmittag. Ich schicke Ihnen noch

Gefäße. Herr Baumann, machen sie sich keine Sorgen.« Und fort war er.

Das Haus war ruhig. Isabelle und die Kinder schliefen. Meine Mutter hatte, während wir gestern bei der Anhörung in Darmstadt waren, auf die beiden aufgepaßt. Sie wollte heute wieder nach Hause fahren. Auch sie war wie unter Schock. Ich stellte mir vor, meine Tochter Jackie würde irgendwann in der Zukunft zu unrecht verdächtigt und ich könnte ihr nicht helfen, müßte tatenlos zusehen. Ein schrecklicher Gedanke. Meine Mutter war den Ereignissen ausgeliefert. Was mußte in ihr vorgehen? In meinem Vater? In Isabelle?

Mit großer Anstrengung konnte ich das Leid, die Trauer, die Hilflosigkeit aller erkennen, aber, so sehr ich es gewollt hätte, ich konnte keinem Mut machen. Ich nahm meine Umwelt kaum noch wahr. Ich steckte in einem Nebel, ein trüber Schleier verwehrte mir den Blick. Was konnte ich tun? Nichts. Nichts, nur warten. Auf den DLV warten. Auf Köln warten. Ich konnte nichts tun, nur noch warten.

Wie ging es weiter? Eine einzige Frage lähmte jeden Gedanken. Was kommt dann? Ich fand keine Antwort. Es lag so weit außerhalb meiner Welt. Meine Zukunft mündete in totaler Finsternis.

Auch Prokop wollte zunächst auf die Ergebnisse von Schänzer warten. Warten, Warten. Alles drehte sich. Das konnte nicht wahr sein. Das war ein Trugbild, eine Sinnestäuschung. Mein Verstand verlor seinen Halt. Wo bist du Präsident? Wo bist du väterlicher Freund? Komm Digel, ruf mich an und sage: »Das war ein Test.« Sage: »Es ist ein Irrtum.« Sage: »Es ist versteckte Kamera.« Sage irgendwas. Es kann doch nicht sein.

Langsam wurde es hell.

Wie ging es weiter? Es waren erst drei Tage vergangen, seit mich Jan Kern über die positiven Befunde informiert hatte.

Ich fühlte mich schlecht an diesem Morgen. Sehr schlecht. Aber ich wollte Laufen. Wollte mich zwingen, wollte meinem Körper etwas vormachen, als wäre nichts geschehen. Es ging nicht. Ich konnte nicht laufen. Jeder Schritt schmerzte, so als hätte ich mich seit Monaten nicht bewegt. Jeder Schritt löste in meinem Körper

Erschütterungen aus. Sie verstärkten das Pochen im Kopf zu einem Hämmern. Ich suchte nach einer Lösung, nach einem Weg, aber ich fand ihn nicht.

Eine einzige Frage verlor sich in meinem Gehirn, um sogleich in noch rascherem Tempo wieder von neuem zu beginnen. Ich fand keinen Ansatz. Wie kamen die positiven Proben zustande?

Es war kein Laufen, war keine Freude. Ich quälte mich durch den Wald. »Was sollen wir jetzt tun, Dieter?« Prokop war wieder am Apparat und stellte die gleiche Frage wie schon bei der Anhörung gestern. Es war absurd. Prokop stellte sie immer und immer wieder. »Was sollen wir jetzt tun?« Ich hatte keine Ahnung was wir tun sollten. Ich wollte in das Telefon schreien: »Keine Ahnung!« Prokop fuhr fort: »Es wurde alles untersucht. Nirgendwo ist Nandrolon enthalten. Was sollen wir jetzt tun?« In meinem Gehirn schwang die Frage nach. Wie ein unendliches Echo. Ich wußte es nicht. Ich erinnerte mich an sein Grinsen von gestern. »Dieter, wir werden morgen veröffentlichen. Um zwölf Uhr. Verstehst Du? Professor Digel und ich haben uns gerade darüber verständigt. Wir können nicht mehr länger warten. Was sollen wir denn tun?«

Was hieß das: veröffentlichen? Ich war zu müde, um zu reagieren. Ich konnte mich nicht mehr richtig verteidigen, hatte keine Kraft mehr, mich zu wehren. Instinktiv, wie ein wehrloses Tier, versuchte ich mich nochmals aufzubäumen: »Aber es war doch anders vereinbart. Ich sollte doch die Gelegenheit erhalten, an die Öffentlichkeit zu gehen? Wie soll ich das nur machen? Es sind doch nur noch 20 Stunden.« Es war ein kläglicher Versuch. »Was sollen wir tun, Dieter?« Wieder diese stereotype Frage von Prokop. »Was weiß ich?«, murmelte ich und legte auf.

Alles drehte sich. Der Schmerz kam von innen. Wie ein Überfall aus dem Hinterhalt. Verteidigung war nicht mehr möglich. Er breitete sich in meinem Körper aus, lähmte alles. Ich sah Isabelle, aber ich hörte sie nicht. Sie sprach zu mir, sie schrie mich an, aber ich verstand sie nicht. Es ist vorbei, ich werde wahnsinnig. Ich konnte keinen Gedanken mehr fassen, es war keiner mehr da. Dann wurde es dunkel.

Irgendwann kam ich zu mir. Um mich herum war es still. War es vorüber? Nein, es war dieselbe irreale Situation. Ich lag auf dem

Sofa, wie lange schon? Ich wußte es nicht. Ich mußte bis morgen etwas tun. Ich mußte dem DLV zuvorkommen. Die Menschen sollten es von mir erfahren. Ich hatte nichts genommen, nicht gedopt. Sie sollten von mir erfahren, daß zwei Urinproben positiv sind, ohne dass ich eine Erklärung dafür hätte. Ich wollte es vielen Menschen persönlich sagen, nicht durch die Medien. Aber wann? Es war keine Zeit mehr. Meine Umgebung nahm ich nicht mehr wahr.

Wo waren meine Kinder? Ich wusste es nicht. Im Haus? Wahrscheinlich. Wo war Isabelle? Wie ging es ihr? Ich wußte es nicht. 20 Stunden Zeit. Nicht einmal die hatte ich mehr.

Der Schlag auf den Lebensnerv: Nie mehr laufen

19. November 1999

Baumann gedopt. Welch' eine Schlagzeile. Manchmal habe ich den Eindruck, als würde die halbe Welt nur darauf warten. Der populärste deutsche Leichtathlet – ein Betrüger. Ausgerechnet dieser Baumann, der selbsternannte Saubermann. Den Müsli-Mann markieren und statt Körnern Anabolika einwerfen. Ausgerechnet die Mutter Teresa der Leichtathletik, die die Funktionäre, Trainer, Mediziner immer wieder daran erinnert hat, dass Doping der Tod des Sports ist. Der letzte Mohikaner vom Stamme der sauberen Sportler ist tot.

1995 hatte ich diese Sätze in meinem Buch »Ich laufe keinem hinterher« geschrieben. Sie galten jenen, die immer wieder bezweifelten, dass man ohne Doping so schnell und so lang laufen konnte. Jenen, die meinten, der Baumann könne doch nicht der Einzige sein, der seine Leistung ehrlich erbringt, und nur darauf warteten, mich als Lügner zu überführen. War ich jetzt an diesem Punkt angekommen? Hatte ich mit diesem Szenario, das mir damals so absurd erschien, meine eigene Beerdigung vorweggenommen?

Ich wußte es nicht. Ich wußte nur, dass ich keine Zeit mehr hatte, dass ich raus mußte aus der Defensive, mich öffentlich erklären. Ich durfte dem DLV das Feld nicht alleine überlassen. Die Frage, ob ich stabil genug wäre, eine Konferenz mit einem Heer von Journalisten zu überstehen, durfte ich mir nicht stellen. Ich hatte ihnen Rede und Antwort zu stehen, wohl wissend, dass ich ihnen nichts erklären konnte. Aber wenigstens das wollte ich mitteilen.

Zwei Freunde hatte ich nachts noch gebeten, zu mir zu kommen. Ich brauchte jemanden, mit dem ich reden konnte. Alles war bisher so geheim gewesen, so gespenstisch. Isabelle lag schluchzend auf

der Couch im Wohnzimmer. Was sollte ich tun? »Morgen um zwölf Uhr wird der DLV veröffentlichen,« sagte ich meinen Besuchern. »Viel Zeit gibt Dir Dein Freund Digel aber nicht,« kommentierten sie. Wie organisiert man eine Pressekonferenz? Wer gibt mir einen Raum? Vielleicht waren es auch diese ganz praktischen Probleme, an die ich mich heranwagen mußte, um wieder ein wenig handlungsfähig zu werden.

Morgens um sechs waren meine Gedanken klar. Noch in der Nacht hatte ich aufgelistet, wen ich anrufen wollte. Partner, Freunde, langjährige Wegbegleiter. Sie sollten es von mir persönlich erfahren. Ich begann zu telefonieren. Auf der anderen Seite war in der Regel Stille. Es gab nicht viel zu sagen, es gab positive Proben und Ratlosigkeit. Was sollten sie mir wünschen außer »viel Glück«.

Im Olympiastützpunkt in Stuttgart bekam ich einen Saal, was keine Selbstverständlichkeit war. Ein des Dopings verdächtigter Baumann war nicht mehr vorzeigbar. Am selben Tag hatte mich der DLV suspendiert.

Mein Vater hatte mich bestärkt, die Pressekonferenz alleine zu bestreiten. Der kräftige Mann hatte seinen leichtgewichtigen Sohn in die Arme genommen und gesagt: »Du hast nichts getan. Du schaffst das, es ist schwer, aber auch das schaffst Du.« Er hatte Recht, es war kein Gang zum Schafott. Es war ganz anders – befreiend für mich, trotz der 16 Kameras und Dutzender Journalisten. Die Last des Geheimnisses der letzten drei Tage, der positiven Befunde, die keiner kennen durfte – hier in dem Gymnastiksaal mit den verhängten Spiegeln fiel sie von mir ab. Bedrückende Stille, ungläubiges Staunen. Der Baumann, der doch nicht.

Die meisten der Journalisten waren mir vertraut. Sie hatten mich über viele Jahre begleitet, waren mir im Anti-Dopingkampf beigestanden, hatten in mir das Symbol des sauberen Sports, das Vorbild für die Jugend, gesehen. Ich war es doch, der ständig schärfere Kontrollen gefordert hatte. War ich jetzt wirklich der »Joker im Dopingsumpf«, der in der »eigenen Falle« saß, wie die FAZ einen Tag später mutmaßte?

Die Hilflosigkeit war mit Händen zu greifen. Wahrscheinlich wußten die Journalisten genauso wenig wie ich, wie sie reagieren sollten. Sie hatten so wenig Fragen wie ich Antworten. Das Einzige,

was ich sagen konnte, war: »Ich habe nichts genommen. Aber ich habe eine positive Probe, und ich weiß nicht warum.«

In den darauffolgenden Tagen sollte nur noch vom »Super-Gau« die Rede sein.

»Wir waren zu radikal, zu schnell in unseren Urteilen«

23. November 1999

Eine Woche Ausnahmezustand. Eine Woche ohne Schlaf. Nichts anderes im Kopf als die Frage nach dem Wie? Alles was mir wertvoll erschien, war dahin. Selbst das Laufen. Für immer? Eine Woche ohne Laufen ist unter normalen Umständen überhaupt kein Problem, manchmal für die Form, für die Fitneß sogar hilfreich. Aber nicht in dieser Situation. Gelähmt vom Schock. Ohne Antrieb, ohne Motivation, um mich herum nur Chaos, ich war im freien Fall.

Ich wollte laufen, unbedingt, aber ich konnte nicht. Ich wollte es erzwingen. Schon am Samstag, einen Tag nach der Pressekonferenz, hatte ich es probiert. In Reutlingen auf der Finnenbahn. Die gesamte Trainingsgruppe war da. Sie wartete auf mich, bestürzt von der gestrigen Nachricht. Aber sie erwarteten keine Erklärung. Mit dem gemeinsamen Training, in der großen Gruppe, wollten sie mich aufrichten, still und leise. Das allein war ein gutgemeinter Dienst, aber er half mir nicht, nicht an diesem Tag. Die Lauferei war schrecklich. Ich traf den Schritt nicht. Mein Kopf, meine Gedanken waren schneller, kamen nicht zur Ruhe. Die Beine bewegten sich, als gehörten sie nicht zu mir. Ich stolperte mehr, als dass ich gelaufen wäre.

Nach drei weiteren schlaflosen Nächten ein zweiter Versuch. Langsam trabte ich den Berg hinauf. Die Steigung kam mir so unendlich steil vor. Mit letzter Kraft erreichte ich den Kamm des Spitzbergs, Gedanken spinnend, die stets bei der positiven Probe einsetzten und im Nichts endeten. Ich zwang meinem Körper eine Art Laufbewegung ab. War ich noch laufend unterwegs oder ging ich, stand ich gar? Jedes Gefühl für meinen Sport war weg. Ich

konnte nicht mehr laufen. »Nie mehr!« schrie ich in den langsam dunkel werdenden Wald.

Es hatte geschneit an diesem Tag. Ich rutschte auf dem gefrorenen Boden, stolperte. Ich redete mit mir selbst. »Warum stellt man mich auf eine solche Probe? Wer? Was wollt ihr alle von mir?« Es war dunkel geworden. Ich kümmerte mich nicht darum. Ich bewegte mich weiter, laufend, gehend. Ganz tief in mir spürte ich wieder diesen Schmerz, als wäre ein Organ geplatzt. Ja, ein Lebenstraum war geplatzt. Ein Abgrund tat sich auf, ein glatter tiefer Schacht. Meine Hände suchten nach Halt. Dieser Schmerz. Ich rutschte aus, stolperte, fing mich wieder auf. Nie mehr würde ich so laufen können wie früher, so locker, so unbeschwert. Ich stolperte wieder, diesmal versagte mir die Kraft, meine Beine gaben nach. Geradezu erleichtert war ich, war froh, zu fallen. Ich lag im Schnee und es war still. Ich blieb liegen, rührte mich nicht.

In mir tobte ein Sturm, er zerriss alles. »Nie mehr«, brüllte es in mir. Meine innere Stärke, zu laufen, meine Kraft, schöpfte ich aus meiner Zufriedenheit, nur das eine zu können, zu wollen. Abgeschottet von äußeren Zwängen und Ängsten. Laufen leben, das war ich, so war es über Jahre. Ich wollte nichts anderes. Laufen war für mich nie nur ein paar Schuhe anzuziehen und dann los. Es war für mich die Kunst, aus der Ausgeglichenheit heraus die Energie zur rechten Zeit einzusetzen. Ich hatte immer den richtigen Moment der Belastung, aber auch der Erholung getroffen. Einfach perfekt, einfach Lebensfreude. Jetzt lag ich im Schnee wie auf einem weichen Bett. Der Schmerz ließ langsam nach.

In der Stille dieses Augenblicks wurden die Bilder des Laufens wach, die mir früher so selbstverständlich erschienen.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein, beobachtet zu werden. Erschrocken rappelte ich mich auf. Jetzt spürte ich den nassen Schnee. Ich fror. Wieder setzte ich mich in Bewegung. Ich wollte beten. Doch die Wurmlinger Kapelle war verschlossen, ich fand keinen Trost, keine Antwort auf meine Fragen: »Warum? Was ist passiert? Wieso ich?« Ich richtete sie an die verschlossene Tür.

»Ich kann nicht mehr laufen.« Diese Erkenntnis war wie ein lähmender Schlag auf meinen Lebensnerv. Sie riss tiefe Wunden. Pro-

kops Satz »Was sollen wir nur tun?«, fraß sich durch mein Gehirn. Mit diesen furchtbaren Gedanken lag ich später im Bett. Ich wußte nicht mehr, wie ich dort hinkam. Ich spürte die Unruhe im Haus, oder war es meine eigene? Ich rührte mich nicht. Nur nicht bewegen. Ich wollte, ich konnte mich nicht mehr bewegen.

»Ich habe Digel angerufen, er wird gleich kommen. Ist das in Ordnung? Willst Du mit ihm reden?« Ich wusste es nicht. Was sollte ich ihm sagen? Trotzdem nickte ich Isabelle zu.

Ein dumpfes Dröhnen war irgendwo tief in mir. Im Kopf? In der Seele? Ich hörte die Schritte auf der Holztreppe. Ich mag alte knarrende Holztreppen. Sie geben mir ein Gefühl von heimeliger Wärme. »Darf ich hereinkommen?«, fragte Digel vorsichtig und stand schon im Raum. Zuerst erkannte ich ihn nicht. Es war dunkel im Zimmer und er war dunkel gekleidet. Ein Wegbegleiter, ein väterlicher Freund? War er freiwillig gekommen oder auf Drängen von Isabelle?

Ganz in Schwarz. Digel sah tatsächlich aus wie ein Pfarrer. Mir fiel die letzte Ölung ein. Nimmt er mir die Beichte ab? Im Bett in meiner Dachkammer? Sein Kopf schien an die Decke zu stoßen. Er ist zu groß für diesen Raum, dachte ich.

»Kennen sie den Knulp von Hermann Hesse?« fragte ich. Er mußte mich für verrückt halten. Knulp wohnte auch in einer Dachkammer. Er öffnete die Luke, um nach Wind und Wetter auszuschauen, und entdeckte im Nachbarhaus eine Magd, die auf ihrer grünen Kofferkiste saß und wohl an zu Hause dachte. Gerne hätte der Wandergesell mit ihr geschwatzt, aber er traute sich in dieser Nacht nicht. »Ich weiß nicht mehr, wie die Geschichte ausgegangen ist,« erzählte ich, mehr mir als ihm, »aber die Kammer von Knulp muß genau so ausgesehen haben wie meine.« Digel kannte den Knulp nicht.

Ganz in schwarz. Langsam wurde ich wieder klarer. Nein, das war nicht mein väterlicher Freund. Er war kein guter Ratgeber, nicht mehr. Komm wieder zu dir! Sei vorsichtig! Ich spürte Unbehagen in diesem Moment. Er kam nicht einfach aus Freundschaft, der Hilfsbereitschaft wegen. Er brachte mir eine Botschaft. Welche, von wem?

»Herr Baumann, es ist alles fürchterlich.« Digel sprach leise. Ich konnte ihn kaum verstehen. Ich mußte wacher werden.

»Es ist für uns alle ein großes Rätsel. Es ist für Sie eine fürchterliche Geschichte. Aber wir werden sie nicht lösen können. Ich weiß keinen Ausweg aus dieser Situation. Vielleicht ist es besser, zu akzeptieren, wie es ist.«

Akzeptieren? Was verstand dieser Mann darunter? Natürlich musste ich die beiden Urinproben akzeptieren. Sie sind ja da. Aber musste ich hinnehmen, als Sünder und Betrüger abgestempelt zu werden? Nein, niemals. Das konnte er nicht erwarten.

»Verstehen Sie nicht, Herr Baumann? Das System, unsere Regeln geben es nun einmal vor. Vielleicht ist es besser für das System, das alles zu akzeptieren. Sie sind auch ein Teil davon, ein aktiver Teil sogar. Wir haben uns gemeinsam dafür eingesetzt. Vielleicht ist es besser, wenn gerade Sie dieses Opfer bringen? Für unser System, für unsere gemeinsame Arbeit.«

War das die Botschaft? Wer hatte ihn geschickt? Dieser Mann in Schwarz, war das überhaupt Digel? Hatte er die Front gewechselt oder ich? Plötzlich waren wir nicht mehr auf einer Seite.

»Manchmal denke ich an einen biblischen Vergleich.« An einen biblischen Vergleich? Ich konnte ihm nicht mehr folgen, bei seinen Ausführungen über die Geschichte von Jesus Christus. Jesus hatte ein großes Opfer gebracht, für Sünden anderer und er hatte dieses Opfer auf sich genommen. »Sie sollten auch dieses Opfer auf sich nehmen.«

Welches Opfer? Für wen? Für was? Ich bin nicht Jesus Christus. Was für ein absurder Vergleich. Die letzten acht Tage sagten mir nur eines: Unser System hat Fehler. Große Fehler sogar. Digel verlangte von mir ein Opfer für etwas, was ich nicht getan hatte. Ich sollte mich kreuzigen lassen. Klaglos sollte ich das hinnehmen, für den Erhalt eines Systems. Nein, für dieses System wollte ich kein Opfer bringen. Vielleicht hatte ich Fehler gemacht, hatten wir Fehler gemacht, in der Beurteilung anderer, vielleicht. Deshalb sollte ich akzeptieren. Um von unseren Fehlern abzulenken, um sie nicht zugeben zu müssen?

»Wir waren zu radikal, zu schnell in unseren Urteilen, Herr Digel. Ich erkenne das heute, und Sie auch. Ein positver Urin ist nichts, Schall und Rauch. Er kann nicht allein über das Schicksal eines Menschen entscheiden. Oder wollen Sie das wirklich?«

Es war ein Aufbäumen gegen die Macht dieses Mannes, die Macht des Verbandes. In diesem Moment verkörperte er diesen Verband, den DLV. Oder gar den ganzen Sport? War Digel ein Wolf im Schafspelz? Warum war er gekommen?

Schweigend saß er auf einem Stuhl in der Ecke des Raumes. Von unten drangen Stimmen zu uns. Die Not weckte in mir die letzten Kräfte. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, konnte nicht darin lesen. Es war zu dunkel. Nein, nur kein Licht. Ich wollte kein Licht. Ich fühlte mich nicht gut. Er sollte mich nicht sehen können, auf keinen Fall. Er sollte nicht sehen, wie hilflos ich war.

»Herr Baumann, ich möchte Ihnen eine Frage stellen. Das ist wichtig für mich. Nur für mich persönlich. Ich brauche Sicherheit. Verstehen Sie das?« Digel zögerte.

»Ich würde es verstehen, wenn Sie nach vielen Jahren im Leistungssport, wenn Sie am Ende schwach geworden wären, es einmal probieren wollten. Sie kennen die Szene genau und wissen, wie oft Sie betrogen wurden. Ich würde das moralisch verstehen. Zum Schluß wollten Sie es einmal selbst versuchen, den anderen heimzahlen. Ich glaube, die Menschen würden ein solches Bekenntnis verstehen. Sie könnten damit Schaden abwenden und für dieses einmalige Vergehen, für dieses Schwachwerden um Verständnis bitten. War es so? Haben Sie jetzt, am Ende Ihrer Karriere, Ihren Pfad verlassen? Haben Sie gedopt, Herr Baumann?«

Ich konnte seine Worte hören, aber die Botschaft nicht verstehen. Was sollte ich seiner Meinung nach sagen, der Öffentlichkeit? Dass ich zum Schluß meiner Karriere schwach geworden war? Sollte ich lügen, die Unwahrheit sagen? Für das System? Was für ein Ansinnen, was für ein Unsinn! Ich war müde, zu verstört.

Ich müßte diesen Menschen hinauswerfen.

»Das ist doch Quatsch. Schwach geworden.« Ich hatte meinen Sport nie so gesehen, dass ich immer und überall gewinnen mußte. Ich war kein Seriensieger, habe eher selten gewonnen. Ich hatte es nicht mehr nötig, irgend jemandem etwas beweisen oder heimzahlen zu müssen. Der Grund, mit 34 Jahren immer noch Leistungssport zu betreiben, war einfach nur die Freude daran. Laufen war mein Leben. Ob ich nun Vierter oder Sechster geworden war.

Jetzt war diese Freude weg, und erst jetzt erkannte ich, was sie mir bedeutet hatte, warum sie mich so stark gemacht hatte. Laufen war für mich nie nur Sport, nie nur Job. Laufen war ich selbst. Wer mir diese Freude raubte, zerstörte zugleich meine Kunst zu laufen. Heute nachmittag im Wald, als ich im Schnee lag, nach Ruhe suchte, hatte ich es begriffen, warum ich so lange zur Weltspitze gehört hatte. Die Ruhe in mir, die Konzentration auf das Wesentliche, die Belastung treffen, einen Rhythmus finden, das war die Kunst, die ich beherrschte. Wie ein ausgeglichenes Pendel schwang sie in mir, im Takt. Das war vorbei. Im meinem Innern herrscht nur noch Chaos.

»Das Pendel schwingt nicht mehr, verstehen Sie?« Meine Stimme überschlug sich, nicht laut, nicht klagend. Leise.

Digel stand von seinem Stuhl auf. Er zog den Kopf ein und kam ans Bett. Es war mir nie aufgefallen, wie groß dieser Mann war. Ich richtete mich auf. Er setzte sich neben mich. Sein Atem ging so schwer wie vor wenigen Tagen schon. Wir saßen schweigend nebeneinander. Unten hörte ich Stimmen. Es war immer noch kein Licht.

»Wußten Sie, dass ich immer Präsident werden wollte? In unserem Verband? Sie waren mir ein Vorbild. Wir stehen für die gleichen Ideale. Ich glaube, wir tun dies immer noch. Aber jetzt ist dies alles nicht mehr möglich.« Das wollte ich ihm noch mit auf den Weg geben. Er sollte es wissen.

Digel stand auf. Er wirkte resigniert. »Ihr Fall wird immer ein Rätsel bleiben«, sagte er zum Abschied, »ich glaube Ihnen, und dennoch sollten Sie das Opfer bringen.« Er streckte mir die Hand entgegen. »Ich verstehe Sie, aber ich kann nichts tun.«

Ein letzter Händedruck. Die Fronten waren geklärt.

Ich saß allein unter meinem Dach. Für diese Menschen im Verband war ich von nun an ein Gegner. Die Frage von Schuld oder Unschuld stellte sich für sie nicht. Für ihr System mußte ein einzelner, unschuldiger Athlet bezahlen. Stand ich für solch ein System? Ein positiver Befund ohne eigenes Verschulden war für mich immer undenkbar. Ging es anderen Athleten genauso? Ich konnte kein Einzelfall sein, sicher nicht. Wieviele würden noch folgen? Der Verband und seine Verantwortlichen wollten diese Frage auf die

einfachste Art beantworten: Beweise uns das Gegenteil oder akzeptiere und halte still, für das System. Die Macht wird sich am Ende durchsetzen. Für einen Unschuldigen war diese Botschaft unannehmbar. An diesem Abend rührte sich Widerstand in mir.

»Herr Baumann, Sie müssen wieder trainieren«

24. November 1999

Werner Franke beugte seinen massigen Körper über die Glasplatte des Besprechungstisches in Michael Lehners Büro, um meine Trainingsaufzeichnungen anzuschauen. Er hatte seinen langen Mantel noch nicht ausgezogen, die Brille rutschte ihm bei den heftigen Körperbewegungen auf die Nasenspitze. Seine Haare wucherten wie ein Büschel Gras. So hatte ich mir immer einen zerstreuten Professor vorgestellt. Doch das Bild trog. Der Heidelberger Molekularbiologe war nicht nur eine weltweit angesehene Kapazität in seinem Fach, sondern auch der wohl beste Kenner der Dopingszene in Deutschland. Ausgerechnet er schien mir zu glauben.

Es war ein heller Büroraum mit einem großen Erker. Rechts vom Schreibtisch reihte sich Aktenordner an Aktenordner, und ich fragte mich für einen kurzen Augenblick, wer um alles in der Welt das alles lesen sollte. Alles Dokumente aus dem DDR-Sport, dessen flächendeckendes Doping Franke und Lehner in unzähligen Prozessen aufgearbeitet hatten. Innerhalb unserer Anti-Doping-Gruppe war Franke der härteste Kritiker, der keinem Streit aus dem Weg ging. Jetzt war er über Nacht zu unserem wissenschaftlichen Berater geworden, wobei ihm bewußt war, in welches gefährliche Fahrwasser er sich damit begab. Ich hatte bei ihm immer den Eindruck, dass er nach dem Motto »viel Feind, viel Ehr« handelte. Franke bewegte sich fast wie ein Mitarbeiter im Büro von Lehner, der mit seinem Jackett und der Krawatte bald auch das Formelle abgelegt hatte. Im Hemd wirkte Lehner wie ein Feierabendsportler.

Franke schien überzeugt davon zu sein, dass bei mir eine Eigenproduktion von Nandrolon vorliegen mußte, die durch Streß und starke körperliche Belastung erzeugt wird. Ich war skeptisch. Seit zehn Jahren trainierte ich auf gleichbleibend hohem Niveau, also

hätte ich schon viel früher mit einem positiven Befund auffallen müssen. Außerdem war ich der mit am häufigsten kontrollierte Athlet.

Doch Franke ließ sich nicht beirren. Immer wieder hielt er beim Studium meiner Aufzeichnungen inne, um sich mein neues Krafttraining erläutern zu lassen. Michael Lehner wirkte im Gegensatz zum engagierten Professor Franke, wie schon am vergangenen Mittwoch, ruhig und gelassen. »Sie laufen ein anderes Tempo als ich,« meinte er anerkennend, als er meine Notizen sah. Vor zwei Jahren hatte er seinen sportlichen Höhepunkt erlebt, als er den Ironman im fränkischen Roth überstanden hatte. Ein Zielbild, von einem immer noch frisch wirkenden Läufer, zierte die Wand. Erst beim zweiten Hinschauen konnte man den Anwalt darauf erkennen. Wie kurze Hosen doch das Aussehen eines Menschen verändern können.

»Es passt zeitlich immer,« warf Franke nach einer ersten Prüfung der Papiere ein. Bei der positiven Probe im Oktober hatte ich das Krafttraining am Vormittag absolviert, bei jener im November am Tag zuvor. Für mich ergab das immer noch keinen Sinn. Ich hatte im Oktober nicht hart trainiert, keinen Streß gehabt, gerade mal 100 Kilometer in der Woche zum Einstieg zurückgelegt. Aber ich war auch kein Wissenschaftler. Auch diese Welt war mir bis dahin fremd.

»Was für ein Gefühl hatten Sie nach dem Training?« Franke ließ nicht locker. »Fielen die letzten Rennen schwer? Haben Sie Ihr Wintertraining mit einer zu starken Ermüdung begonnen?« Der Professor trainierte seinen Sohn, kannte die Abläufe und saisonalen Höhepunkte meiner Sportart sehr genau. Ich brauchte immer etwas Zeit beim Einstieg in eine neue Saison. Das war auch in diesem Jahr der Fall. Ich war nicht übermäßig müde, nur das ungewohnte Krafttraining war hart. Insgesamt dauerte die Zirkelbelastung fast eine Stunde. Im Studio, an Geräten. Danach war ich schon müde, sehr müde sogar.

»Trainieren Sie noch?« Ich konnte den Sinn von Frankes Frage nicht verstehen. Konnte er sich nicht vorstellen, in welcher Verfassung ich war? Ich erzählte den beiden von meinem gestrigen Laufversuch, der mich verzweifeln hatte lassen. Wie sollte das alles wei-

tergehen? Lehner versuchte, mir Mut zu machen: »Wir kriegen das hin. Es gibt noch so viel Ungeklärtes rund um Nandrolon. Wir werden alle nötigen Informationen sammeln.« Zweifelnd schaute ich ihn an, aber doch dankbar für seinen Optimismus.

»Herr Baumann, Sie müssen unbedingt wieder laufen.« Franke wollte mich aus meiner Lethargie, meinem Schock, herausholen, mich zur Eigeninitiative antreiben. »Sie müssen wieder dieses Krafttraining machen.« Aber auch das reichte ihm nicht. Er wollte, dass ich ein noch härteres Programm auflegte als in den Monaten zuvor. Er verlangte ungewöhnliche Übungen von mir, etwas, was ich noch nie gemacht hatte, was mich in eine »absolute Streßsituation« bringen sollte. War diese Horrorwoche nicht belastend genug?

»Verstehen Sie, was ich meine?« Nichts verstand ich. Franke spürte, dass ich immer noch Hilfe von Funktionären erwartete, die längst einen Trennungsstrich gezogen hatten. »Vergessen Sie Ihre Freunde in den Verbänden. Die haben noch vor kurzem behauptet, es gäbe keine Eigenproduktion von Nandrolon.« Bei Krebskranken sei dieses Phänomen schon längst nachgewiesen. Sollte ich mich jetzt auch noch auf ein Karzinom untersuchen lassen?

Ich behielt die Frage für mich. Stattdessen erzählte ich ihm, dass mich der Dopinganalytiker Schänzer aufgefordert hatte, Hackfleisch einzukaufen und einzufrieren. Er berief sich dabei auf eine belgische Studie, die belegte, dass Nandrolon durch Fleisch, das mit Mastmitteln verunreinigt ist, in den Körper gelangen kann.

Franke kannte die Studie, verfolgte aber eine andere Strategie: Schänzer sollte die verschmutzten Nahrungsergänzungsmittel mit Hilfe der weiteren Urinkontrollen prüfen. »Für die Amerikaner sind diese Vorläufer nicht einmal Medikamente, deshalb sind sie als Nahrungsergänzung deklariert. Es weiß nämlich noch kein Mensch, ob sie tatsächlich wirken.« Lehner und ich schauten ihn fragend an. »Sie müssten schon Unmengen eingenommen haben. So verrückt ist keiner.«

Franke blieb bei seiner Theorie: Eigenproduktion. »Sie müssen unbedingt wieder trainieren. Richtig hart.« Mit der Handfläche schlug er auf die Glasplatte, dass ich augenblicklich zusammenzuckte. »Sobald das Phänomen nochmals auftritt, machen wir einen

Labortest.« Ich ließ mich von seinem Eifer mitreißen. Immerhin war es ein Ansatz, eine Chance, eine Aufgabe. Vielleicht konnten wir dadurch auch die anderen mysteriösen Nandrolonfälle aufklären.

Warum machen die beiden das, fragte ich mich auf der Fahrt nach Hause. Sie kannten mich nicht und trotzdem setzten sie sich für mich ein, gaben mir Zuversicht. Glaubten sie mir? Ich sollte wieder trainieren. Wie sollte das funktionieren? Laufen ohne Freude, ohne Perspektive. Eigenproduktion?

Aber ich spürte, dass ich handeln mußte. Dieser Professor hatte recht, ich mußte wieder laufen. Es war eine Chance.

Keine zwölf Stunden später stand ich im Kraftstudio. Immer noch war ich leicht müde von der späten Heimfahrt. An den chronischen Schlafmangel schien ich mich allerdings zu gewöhnen. Vierzehn Kilometer Dauerlauf hatte ich schon in den Beinen. Aber es war trostlos. Ich sah keine kenianischen Läufer mehr vor mir, Laufbilder konnten mich nicht mehr motivieren. Wettkämpfe waren nicht mein Ziel. Auf die eigentliche Kunst, meinen Rhythmus zu finden, kam es nicht an. Belastung und Erholung, dieses perfekte Zusammenspiel, das ich in den letzten Jahren so beherscht hatte, spielte keine Rolle mehr. Müde machen, ungewöhnlich belasten, die Lunge sollte ich mir aus dem Leib rennen.

Egal. Ich quälte mich. Vier harte Durchgänge mit je zwölf Minuten an zehn Geräten. Ich war fast der einzige an diesem Vormittag im Kraftstudio. Meine Beine brannten, meine Knie wurden weich. Völlig erschöpft und den Tränen nahe plagte ich meinen Körper weiter. Der Satz von Franke hallte mir in den Ohren: »Das Training muss eine außergewöhnliche Belastung sein, Sie müssen in eine absolute Stresssituation kommen.« Wo die Grenze lag, sagte er nicht.

»Wir haben die Quelle«

27. November –1. Dezember 1999

Täglich sammelten Isabelle und ich Urin. Morgens, nachmittags zwischen 15 Uhr und 17 Uhr, und abends. Wir schickten sie in Proberöhrchen nach Köln. Hackfleisch, Eigenproduktion, Nahrungsergänzungsmittel. Wo anfangen, wo aufhören? Wir hatten begon-

nen, Hackfleisch im gesamten Umkreis von Tübingen zu kaufen, jeweils 200 Gramm. Jede Probe froren wir ein. Schänzer wollte sie abholen lassen, wollte selbst Hackfleisch kaufen, und die Chargen vergleichen.

Ich starrte jede Stunde auf das Faxgerät. Seit Tagen wartete ich auf nichts anderes als auf eine Nachricht aus Köln. Eine Meldung, die mich von diesem Irrsinn befreite. Aber nichts. Tagelang nichts, außer seitenlangen wissenschaftlichen Studien über Nandrolon. Außer Informationen über ähnlich gelagerte Fälle von Athleten, die in ihrer Existenz, in ihrer Persönlichkeit zerstört wurden, weil es noch zu viele unbeantwortete Fragen gab.

Dann endlich in der Nacht von Freitag auf Samstag, den 27. November, ein Lebenszeichen aus Köln. »Gute Nachricht. Wahnsinn«, stand auf dem Fax, sonst nichts. Was war eine gute Nachricht? Hatten sie schon ein Ergebnis von den Hackfleischproben? Die Mitarbeiterin des Labors war doch erst heute gegen 15 Uhr hier gewesen. Aber Schänzer war verbissen genug, um am gleichen Abend mit den Messungen zu beginnen.

Es war kurz vor Mitternacht und wieder blieben mir nur Fragen, Ängste und das unerträgliche Warten. »Wahnsinn«, hatte er geschrieben. Den hatte ich schon tagein, tagaus, seit einer Woche. Ich blieb auf dem Sofa sitzen, bis mich ein kurzer, flüchtiger Schlaf übermannte. Vielleicht ein, zwei Stunden. Danach starrte ich wieder auf unsere Wanduhr. Das Pendel schwang hin und her. Warum konnte die Zeit nicht einfach stehenbleiben? Nur so lange, bis ich die Erklärung gefunden hatte. Warum nur musste sich die Welt immer weiter drehen? So lag ich auf unserem Sofa, halb schlafend, halb wachend, und wartete, auf Köln, auf Schänzer.

Nichts funktionierte mehr. Isabelle schlief bei den Kindern, um ihnen wenigstens in der Nacht, so gut es eben ging, Nähe und Ruhe zu geben. Um sechs Uhr stand sie auf. Auch für sie war es wieder eine kurze Nacht. Sie musste zu den deutschen Crossmeisterschaften. Als Bundestrainerin war sie für die Langstreckenläufer im DLV verantwortlich. Wie lange konnten wir das durchstehen?

Endlich der Anruf aus Köln, am frühen Samstagvormittag. »Herr Baumann,« die vertraute Stimme von Hans Geyer klang aufgeregt, »es ist der absolute Wahnsinn. Sie sind immer positiv. Jeden Tag.«

In meinen Kopf begann es zu wirbeln. Positiv, jeden Tag positiv, ich konnte dieses Wort nicht mehr hören.

»Aber das ist noch nicht alles. Ihre Frau auch. Das ist verrückt. So etwas haben wir noch nicht gesehen.« Der Biochemiker machte eine kurze Pause. »Hören Sie jetzt genau zu: Wir sind uns ganz sicher, die Quelle ist noch in Ihrem Haus. Rühren Sie nichts mehr an. Sie dürfen nichts mehr zu Hause essen. Sammeln Sie weiter Urin. Wir kommen am Montag noch einmal vorbei.«

Jetzt lebte ich also in einem Geisterhaus, in dem gespenstische Dinge passierten. Ich hörte Jackie und Robert oben im Zimmer spielen. Das zumindest war real. Erklären konnte mir der Wissenschaftler nichts, fragte nur nach unseren Aufzeichnungen, was wir in den vergangenen Tag gegessen hatten. Ich merkte, wie Geyer überlegte. Offensichtlich war ihm die Frage unangenehm. »Noch eine Bitte: Könnte Ihre Tochter auch eine Urinprobe abgeben?«

Meine Tochter? Meine vier Jahre alte Jackie? Um Himmels willen. Glauben Sie, dass sie auch dieses Zeug zu sich genommen hat? »Ich glaube gar nichts mehr«, sagte er mir.

Wie versteinert schaute ich auf den Notizblock, auf dem ich die Werte aus Köln notiert hatte. Isabelle mit über 80 Nanogramm pro Milliliter im Urin. Der Grenzwert des Verbandes lag bei zwei Nanogramm. Ich schloss die Augen, um gegen den Schwindel anzukämpfen. Positiv, wir waren beide positiv. Was war nur in unserem Haus?

Kurz darauf musste ich im Radio eine zweistündige Livesendung überstehen. Aber was sollte ich sagen? Isabelle und ich jeden Tag positiv, seit zehn Tagen. Meine Tochter sollte nun auch Urinproben abgeben. Sollte ich das sagen? Im Grunde ja, um den Zuhörern zu zeigen, wie absurd alles war. Aber ich konnte es nicht. Es würde keiner glauben. Nach zwei Stunden verließ ich mit Kopfschmerzen das Studio.

Nein, nach Hause wollte ich nicht mehr gehen. Meine Kinder und ich zogen zu Freunden, bei denen sie schon den ganzen Vormittag verbracht hatten. Wie sollte ich Jackie nur überreden, wieder in einen Topf zu pinkeln? Sie war so stolz, endlich ganz normal eine Toilette benutzen zu können. Welcher Rückschritt. Wie erwartet, weigerte sie sich. Erst, als ich ihr versichert hatte, dass sie

das Probefläschen selbst mit ihrem Namen beschriften durfte, willigte sie ein. Nichts liebte sie mehr, als mit vier Jahren ihren Namen schreiben zu können. Es war zum Heulen.

Ich kaufte an der Tankstelle ein, kein Lebensmittelladen war geöffnet. Es war Samstagnacht. Viel brauchten wir nicht, wir aßen ohnehin kaum mehr etwas. Isabelle war spät vom Wettkampf heimgekommen. Es ging ihr schlecht.

Am Sonntag meldete sich Schänzer. Er kündigte seine Mitarbeiter für den nächsten Tag an. Ihm war keine Aufgeregtheit anzumerken. Seit zehn Tagen hatte er unzählige Urinproben und Lebensmittel geprüft. Isabelle und ich hatten die unterschiedlichsten Werte. Einmal 45 ng/ml, dann wieder null. So verliefen die Diagramme. Tageweise anders und ganz unterschiedlich von uns beiden im Wechsel, dann wieder identisch. Die Wissenschaftler standen offensichtlich vor einem Rätsel. Sie wußten nur, dass eine Eigenproduktion auszuschließen war. Das hatte ein neues Verfahren ergeben, dem ich als weltweit erster Athlet zugestimmt hatte. Nach diesem Isotopentest mußten die Nandrolonmetaboliten von außen zugeführt worden sein.

Am späten Montagnachmittag trafen Schänzers Mitarbeiter ein. Sofort fingen sie an, auf unserem Eßtisch eine Vielzahl von Gefäßen zu sortieren. Wieder war der schmächtige Geyer dabei, der schon in der vergangenen Woche voller Energie und Hoffnung gewesen war. Ich konnte sie spüren. Mit seinem alemannischen Dialekt brachte er ein wenig Fröhlichkeit ins Haus. »Die Quelle ist noch in Ihrem Haus,« seinen Satz hatte ich noch im Ohr. Zwei Tage zuvor hatte er ihn mehrfach am Telefon gesagt. Jetzt glich er einem Jäger, der seine Beute witterte.

»Wir müssen heute sehr systematisch vorgehen,« kündigte er an und hielt unseren Speiseplan in die Höhe, den wir in den vergangenen Tagen notiert hatten. Besorgt schaute er vom Wohnzimmererker auf die gegenüberliegende Straßenseite. »Glauben Sie, dass man Sie beobachtet? Könnten Journalisten im Nachbarhaus das hier sehen?« Er deutete auf das in seinem Rücken liegende Zimmer. Ich wusste zunächst nicht, was er meinte. Was sollte ich beherbergen, was ich nicht zeigen konnte? Warum sollten sich die Nachbarn dafür interessieren? Aber offensichtlich war nicht nur ich

durch die letzten zwei Wochen gezeichnet. Wem konnte man noch trauen? Auch gegenüber Schänzer und seinen Leuten hegte ich mittlerweile Misstrauen. Waren sie nicht auch ein Teil des Systems, ein Teil des Verbandes? Die Mitarbeiter von Schänzer waren ähnlich angespannt.

Auch dies war eine unwirkliche Situation. Alles, was sie einpackten, wurde zweifach protokolliert. Einmal von den Kölnern, einmal von einem in letzter Sekunde angeheuerten Tübinger Anwalt, weil jedes Stück ein Beweismittel sein konnte, das mir später hätte fehlen können. »Wir wollen nichts hier lassen. Sie haben hoffentlich seit dem Anruf von Herrn Schänzer nichts mehr angerührt,« betonte Geyer.

Ich hatte mich an ihre Anweisungen gehalten. Im Kühlschrank lagen die Lebensmittelreste der letzten Woche, in einem Extrafach die Einkäufe von der Tankstelle. Dem Wissenschaftler war aufgefallen, dass meine Werte am frühen Morgen sehr hoch waren, am höchsten waren sie direkt nach dem Aufstehen. »Schauen Sie, hier zum Beispiel,« er zeigte auf die Auswertungen unserer Urinproben, »vergangenen Donnerstag hatten Sie in der Frühe 65 ng/ml.« Für mich ein Rätsel. Sollte der Joghurt oder das Frühstücksei mit Anabolika verseucht gewesen sein? Vitamine hatte ich nicht zu mir genommen.

Margarine, Marmelade, Kaffee, Zucker, Haferflocken – alles wurde zunächst von Schänzers Leuten im Computer erfasst, danach von meinem Anwalt mit Herstellungsdatum, Menge und Aufbewahrungsort auf Tonband festgehalten. Fünf Menschen gingen die nächsten Stunden unentwegt zwischen Küche, Kühlschrank, Speisezimmer und Wohnzimmer auf und ab. Der Kühlschrank leerte sich bis auf den kleinen Rest der »frischen« Lebensmittel. Selbst Krümel aus der Brotdose wurden sorgfältig in eine Plastiktüte geschüttelt. Es war schon ein Uhr nachts, als sie den letzten Container verschlossen.

»Was haben Sie sonst noch verwendet? Wir wollen wirklich nichts hier lassen. Die Quelle ist ganz sicher im Haus, Herr Baumann. Ganz sicher.« Geyer schien nie müde zu werden. Jetzt blieben nur noch die Gegenstände im Bad. Body Lotion, Shampoo, Seife, Zahnpasta. Ganz zum Schluß räumten sie noch die Urinpro-

ben von Samstag, Sonntag und Montag ins Gepäck. Um halb zwei in der Nacht war die Aktion beendet.

Am nächsten Morgen um neun war Schänzers Kollege schon wieder da. Diesmal am Telefon. »Es ist irre, Herr Baumann, Sie sind das ganze Wochenende positiv, einschließlich Montag.« Seine Stimme überschlug sich. Ich brauchte eine Weile, bis ich den Zusammenhang kapierte. Die Kölner hatten sofort nach ihrer Rückkehr die Urinproben analysiert, und geschlossen, dass die positiven Werte nicht von den mitgenommenen Lebensmitteln herrühren konnten.

Ich begriff überhaupt nichts mehr. Also mußte es doch die Eigenproduktion sein. Hatte nicht Franke gesagt, das Kölner Isotopenverfahren sei wissenschaftlich noch nicht abgesichert? Mein Kopf war wie ein Kreisel. »Wir sind ganz nahe dran. Ich bin mir absolut sicher. Sie sind vor allem morgens sehr hoch positiv. Gleich nach dem Aufstehen haben sie den höchsten Wert. Dann baut sich das wieder ab. Das ist irre. Irgendwo muss dieses Zeug sein.«

Kurz entschlossen besuchte ich Professor Dickhuth in seinem Büro, um ihm von den neuesten Ergebnissen zu berichten. »Eigenproduktion«, er schüttelte den Kopf, »doch nicht bei Ihrer Frau und Ihnen zeitgleich? Es muß eine ganz einfache, eine vernünftige Erklärung geben.«

»Herr Baumann, verzeihen Sie, was machen Sie nachts?« Wieder ein Anruf aus Köln. Es war Abend geworden, in Köln schienen sie rund um die Uhr zu arbeiten. Was mache ich nachts? Vielleicht Mineralwasser trinken, aber das hatten sie mitsamt dem Leergut eingepackt. Ich glaubte nicht mehr an die Kölner Variante. Noch einmal: »Was machen Sie nachts? Es muss irgendwann nachts passieren«. Mehr als bitterer Sarkasmus fiel mir dazu nicht mehr ein. »Normalerweise schlafe ich, aber im Moment stimmt nicht einmal mehr das«. Ich hatte den Eindruck, sie wussten nicht mehr weiter. Meine Nerven waren bis auf das äußerste gespannt. Alles kreiste. Sie konnten mir auch nicht helfen.

Für mich gab es nur noch eine Möglichkeit: Stress und Übermüdung, also endogene Produktion. Die Werte stimmten auch mit meinem Training überein. Ich mußte den Laborversuch organisieren, den mir Franke empfohlen hatte. Ein äußerst hartes Training

unter Quarantäne. Unterlagen über geeignete Institute hatte er mir bereits zugeschickt. Wir waren nahe dran, das stimmte. Es gab nur noch eine Möglichkeit: hartes Training.

Mittwochmorgen, die Kölner riefen erneut an. Offenbar waren sie nicht fündig geworden. Aber Geyer blieb hartnäckig. »Was machen Sie nachts, Herr Baumann?« Ich konnte die Frage nicht mehr hören. »Oder am Abend, kurz bevor Sie ins Bett gehen?« Ich versuchte trotzdem nachzudenken. »Ich putze mir die Zähne.« Stille. Ich hörte ihn nur noch leise sprechen, murmelnd wiederholte er meinen Satz. »Sie putzen sich die Zähne.« Wieder Pause. »Kann es sein, dass Sie manchmal morgens nicht die Zähne putzen? Dass Sie es vergessen?« Am liebsten hätte ich ihm gesagt, dass er sich zum Teufel scheren sollte, mit seiner Mundhygiene, aber ich beließ es bei der knappen Bemerkung: »Ich bin eher ein abendlicher Zähneputzer.«

Den ganzen Tag verbrachte ich damit, den Laborversuch auf die Beine zu stellen. Ich musste einen Kontrolleur, am besten zwei, dafür gewinnen. German Control, die Firma, die auch die Trainingskontrollen durchführte, hatte das nötige Personal. Alles sollte überwacht werden. Das Training, Essen und Trinken. Würden weiter positive Befunde auftreten, wäre das ein Beweis für die endogene Produktion. Morgen, gleich morgen, spätestens am Freitag, wollte ich anfangen.

Weil Franke gesagt hatte, ich solle mich quälen, ging ich nachmittags auf die Bahn. Vollkommen übermüdet, kaum noch in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen, spulte ich ein hartes Programm im Tübinger Stadion ab. Meine Läuferkollegen waren angetan. »Erstaunlich gut.« Ich erzählte ihnen, dass ich im Moment so laufen müsste, gleichgültig, ob es sportlich sinnvoll sei oder nicht. »Wir sind ganz nahe dran,« begründete ich die Schinderei. »Ganz nahe dran.«

Isabelle wollte gerade zu einem Bücherabend des Kindergartens aufbrechen, als ich nach Hause kam. Sie versuchte mit aller Kraft, unsere Kinder vor diesem Chaos zu schützen. Normalität. Nichts wünschten wir uns mehr als das. Was für ein schöner Abend könnte das werden? Sie stand in der Tür, als mich der Anruf aus Köln erreichte.

»Wir haben die Quelle, Herr Baumann. Wir haben die Quelle.« Ich gab Isabelle eine Wink. Zögernd kam sie zurück. Geyer schien euphorisch. »Es ist unglaublich, Herr Baumann. Das Zeug ist in der Zahnpasta. Es ist verrückt.«

In der Zahnpasta? Wie versteinert standen wir da. »In der Zahnpasta,« sagte ich leise in den Hörer. Ein Anschlag also. Erschrocken, ratlos schauten wir uns an. Was ging hier vor? »Danke für die Nachricht,« murmelte ich geistesabwesend und legte auf.

Ein Anschlag. Mit der schlimmsten Nachricht überhaupt machte sich Isabelle auf den Weg zu ihrem Bücherabend.

Ich saß auf dem Sofa. Es war ruhig, die Kinder schliefen. So also hatte es funktioniert. So sind die Befunde zustande gekommen. Der Schleier im August. Jetzt wurde alles klarer. Aber ich konnte die Dimension nicht greifen, es wollte nicht in meinen Kopf. Wer? Wer nur macht so etwas? Das Eisenstangen-Attentat auf die amerikanische Eiskunstläuferin Nancy Kerrigan kam mir in den Sinn.

Die Zahnpasta: Ein teuflischer Plan, der in sich logisch war

1. Dezember 1999

Es war still geworden im Haus. Keine Anrufe mehr aus Köln. Keine Standleitung nach Heidelberg zu Michael Lehner, um die immer neuen Ergebnisse oder auch Fehleinschätzungen auszutauschen. Keine Fragen mehr zum Laborversuch an Professor Franke. Ich wußte nun, was geschehen war. Alles paßte zusammen. Der Schleier von unter zwei Nanogramm im August direkt nach dem Trainingslager in St. Moritz, dann die erste positive Probe im Oktober, die nächste im November. Die Zahnpasta. In dem Moment, in dem sie mir von den Kölnern als Quelle genannt wurde, waren mir die Folgen bewußt. Die Geschichte würde mir keiner glauben. Die Mitarbeiter von Professor Schänzer waren überglücklich und stolz. Ihre Anstrengungen waren erfolgreich gewesen; für mich sollte der Fund verheerend sein.

Die Zahnpasta war die ideale Quelle. Immer im Gebrauch, über einen langen Zeitraum. Bei einem Athleten wie mir, der fast jeden

Monat kontrolliert wurde, war es nur eine Frage der Zeit, bis die Bombe platzte. Was für ein Fest mußte das für die Täter gewesen sein? Welche Freude? Aber wer sind sie? Wo sind sie? Wo sind die heimlichen Unterstützer?

Unruhig ging ich in meinem Haus umher. Vor einer Woche hatte ich noch geglaubt, nichts mehr anrühren zu dürfen, selbst dem Leitungswasser wollte ich nicht mehr trauen. Ich kannte jetzt zwar die Quelle, das war gut für den Verstand, aber ich fühlte mich nicht mehr zu Hause in dieser Welt. In dieser Sportwelt konnte ich nicht mehr bleiben. Heute abend war meine Geschichte im Sport zu Ende. Ich hatte das traurige Gefühl, Abschied nehmen zu müssen, von einem Leben, das mich seit meinem 17. Lebensjahr geprägt hatte.

Es war kein langsames Loslassen. Es war ein abrupter, plötzlicher Abschied, den andere für mich eingereicht hatten. Genial, bösartig, kriminell.

Aber warum? Warum das einer macht? Einer? Zwei? Viele? Diese Fragen ließen mir keine Ruhe, brannten sich in mein Gehirn ein. Ich begann, mit mir selbst ein Verhör durchzuspielen, spürte, wie ich wieder in Gefahr war, meine Nerven zu verlieren. Ich versuchte mich zu beruhigen, ging im Wohnzimmer auf und ab, blieb eine Zeitlang im Fenster stehen und blickte in die Nacht.

Wie hatte er es angestellt? Von wem kam die Information, dass es möglich sein mußte, jemanden über die Zahnpasta zum Dopingfall zu machen? Vielleicht waren es doch mehrere? Am Ende meiner Geschichte hatten mich meine Gegner dort, wo sie mich haben wollten: in der Ecke des Schurken, ein für allemal diskreditiert, mundtot gemacht.

Es war ein teuflischer Plan, der in sich logisch war. Ich war es, der ständig das Dopingthema anstieß, auf Mängel und Fehler hinwies, die behoben werden mußten. Vor einem Jahr noch war ich mit Schänzer, Franke und anderen Wissenschaftlern zusammengesessen, um den Nachweis von EPO zu forcieren, dem Produzenten von roten Blutkörperchen, der bis zu zehn Prozent Leistungssteigerung ermöglichte. Es gab weder ein Testverfahren noch genügend Geld für diese Forschung. Sonst schreien doch alle nach einem sauberen Sport, dachte ich damals im Stillen. Aber wenn's ans Bezahlen ging, blieben die Taschen zu. Ich verstand das nicht.

Keiner wird als Anti-Dopingkämpfer geboren. Auch ich bin eher zufällig in diese Rolle geraten, mehr gedrängt und gestoßen worden. Als junger Athlet macht man dieses Thema nicht zum Mittelpunkt seiner Karriere. Das kommt später, wenn man Augen und Ohren offen hält, wenn einem die eigene Erfahrung lehrt, dass es »ohne« geht, wenn man dieses Rechtfertigungsargument »macht-doch-eh-jeder« zum Kotzen findet.

Entscheidend war für mich die Zeit der Wende. Man mußte beide Augen schließen, um das Übernahmefieber der westdeutschen Funktionäre nicht zu sehen. Es gab kaum einen Trainer aus den neuen Ländern, den man, angesichts seines »überragenden Fachwissens«, zwar nicht sofort, aber zumindest mittelfristig anstellen wollte. »Die DDR-Erfolge sichern«, hieß das Zauberwort, das Ziel des deutschen Sports. Endlich hatten die Westler die Möglichkeit, hinter das große Geheimnis zu gelangen. Das Geheimnis des Erfolgs der Athleten im blauen Trikot mit Hammer und Sichel auf der Brust, neben denen wir immer wie ein Hippiehaufen aussahen. Wusste man es in Funktionärskreisen wirklich nicht?

Im Frühsommer 1991 war es zur ersten Auseinandersetzung mit der DLV- Führung gekommen, und ich damit zu meinem Ruf als unbequemer Athlet, als Querdenker, der von den Medien gefeiert und von den Funktionären als störend empfunden wurde. Fortan galt ich als schwierig. Schwierig war derjenige, der ein Problem ansprach, nicht der, der es verursacht hatte. Im Lauf der Jahre folgten Podiumsdiskussionen, Einladungen zur Politik nach Bonn oder Brüssel. Plötzlich fand ich mich, der gelernte Fotolaborant von der Schwäbischen Alb, neben Richard von Weizsäcker wieder.

Vieles, was ich damals sagte, kam aus dem Bauch heraus. Geraderaus, ungeschminkt, vielleicht auch rücksichtslos. Aber gerade dadurch wurde ich angreifbar, wurde meine Position innerhalb des Sports klar und unverrückbar. Ich stand für einen Sport, den jeder seinen Kindern bedenkenlos empfehlen konnte. Es war eine Position, die ich nie bereut hatte, für die ich noch heute eintrete.

Die Athleten sollten ohne Manipulation laufen, springen und werfen können, sollten nicht zum Betrug gezwungen sein, weil es »eh jeder macht«. Betrüger müssen bestraft werden. Auch im Sport, weil sie Verbotenes tun. Insofern unterscheiden sie sich in

nichts von Kriminellen im Alltag. Zu einem Betrug gehört, dass sich die Handelnden im Klaren darüber sind, was sie tun. Sie wissen um das Verbotene, und deshalb suchen sie das Dunkel. Der Betrüger handelt mit Absicht, zielgerichtet, mit dem Wissen um die Konsequenz, die sich daraus ergibt. Es ist eben nicht nur die bessere Leistung, der Sieg, sondern möglicherweise auch die Strafe. Zu den Betrügern im Sport zähle ich nicht nur die Athleten. Wichtiger sind jene, die hinter ihnen stehen: Mediziner, Therapeuten, Trainer. Sie alle sind verantwortlich. In der DDR, und dies wissen inzwischen alle im Sport, war dieses System der »Betreuung« mit »unterstützenden Mitteln« bis ins Detail betrieben worden. Mit all seinen Auswüchsen. Aber auch im Westen, selbst zehn Jahre später, herrscht eine Grauzone, deren dramatisches Ausmaß nur erahnt werden kann.

Auf dem Sofa sitzend, versuchte ich mich an mein erstes Interview zu diesem Thema zu erinnern. Ich ging ins Büro, irgendwo musste ich es noch in einer Akte haben. Nach kurzem Überfliegen des Textes in der »Stuttgarter Zeitung« vom 22. Juni 1991 blieb ich an der entscheidenden Stelle hängen.

Frage: »Sie schätzen Ihre Kollegen aus der ehemaligen DDR offenbar nicht sonderlich?«

Baumann: »Ich habe nichts gegen die Sportler, aber viel gegen ihre Betreuer. Mich stört das arrogante Auftreten der Ost-Trainer, die so tun, als wüßten nur sie Bescheid. Und mich stört auch, daß das DLV-Präsidium dann große Augen macht und große Ohren bekommt. Nachher ist es wieder so, daß sie die Lobeshymnen einheimsen, und wir alle wissen, wie sie das geschafft haben.

Frage: »Sie trauen den Ost-Trainern nicht über den Weg?«

Baumann: »Keinem einzigen. Im vergangenen Herbst wurde mir vorgehalten, ich würde diese Leute vorverurteilen. Je mehr Zeit seitdem vergangen ist, desto sicherer bin ich mir, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Es ist ohnehin untragbar, daß der DLV diese Trainer engagiert hat, von denen man weiß, daß sie zu über 80 Prozent mit Dopingmitteln gearbeitet haben. Und ich bin sicher, daß sie dies in irgendeiner Form wieder aufnehmen werden, weil sie mit sauberen Athleten gar nicht arbeiten können. Der DLV verletzt hier eklatant seine Fürsorgepflicht gegenüber seinen Athleten, weil die Ex-DDR-Trainer doch über-

haupt nicht wissen, wie sie mit einem Athleten umgehen sollen, der sich normal ernährt.«

In diesem Interview forderte ich, keinen dieser Trainer zu übernehmen. Es waren Trainer, die, wie sich später in Gerichtsverfahren herausstellte, Minderjährige mit Hormonen auf sportliche Wettkämpfe vorbereitet hatten, ohne dass die Athleten darum wußten – oder gegen ihren Willen. Junge Menschen wurden durch medizinische Experimente für die politischen Ziele eines Staates missbraucht. Und dieselben Trainer, dieselben Mediziner und dieselben Funktionäre wollten jetzt einfach zur Tagesordnung übergehen, reklamierten wie selbstverständlich ein Recht, mit jungen Menschen arbeiten zu dürfen, und gaben sich ganz ungeniert als die Fachleute des methodischen Trainings aus. Als Experten des Erfolgs.

»Keine Übernahme dieser Trainer.« Wie konnte ich nur so unvorsichtig gewesen sein? Damit verbunden gewesen war die scharfe Kritik an den Westfunktionären. Wie konnten sie nur so blauäugig, beziehungsweise so skrupellos sein? Über Nacht war ich zum »Ossi-Hasser« geworden. Alexander Osang, »Spiegel«-Reporter und selbst Ostler, sollte Jahre später schreiben: »Niemanden sahen die Leute hier so gern fallen wie ihn, niemanden, der durch einen Anschlag so zu verletzen ist, wie er.«

Die Wiedervereinigung war auch im Sport ein sensibles Thema gewesen, gerade weil der DDR-Sport so überlegen schien, Prädikat erhaltenswert. Von allen Seiten war das schnelle Zusammenwachsen gepredigt worden– wer hätte das besser können sollen als der Sport? Nach diesem Interview im Juni 1991 hatte ich nicht mehr dazugehört. Die Herren Funktionäre hatten ernsthaft überlegt, ob sie mich bei den kommenden Weltmeisterschaften in Tokio starten lassen sollten. Sie hatten mir verbandsschädigendes Verhalten vorgeworfen, einen Ausschluss aber dennoch nicht gewagt. Gerade die Personen, denen meine Kritik gegolten hatte, hätten mich, und da bin ich sicher, liebend gerne abgestraft, wenn sie nicht das öffentliche Echo gefürchtet hätten. Eine freie Meinungsäußerung war ihnen fremd, Athleten, die sich nicht unterwarfen, kannten sie nicht.

Sie mussten eine fast unbändige Freude an meinem Elend haben. Ihre Äußerungen nach dem Bekanntwerden der positiven Befunde,

selbstverständlich nur Dritten gegenüber, waren eindeutig. Auf nichts anderes hatten sie offenbar gewartet, meine »Freunde«, die sich innerhalb des Verbandes versammelt hatten. Endlich hatte der Baumann eines auf die große Schnauze gekriegt.

Aber war das schon ein Motiv? Ging es nur darum, sich an meinem Schicksal zu weiden, mich auf dem Schafott der Öffentlichkeit zu sehen, Verteidigung ausgeschlossen? Es musste mehr dahinterstecken.

Wem hätte ich gefährlich werden können? Ich hatte doch keinen wirklichen Einfluß, keine Sanktionsgewalt. Nach der schrecklichen Gewißheit, dass ein Anschlag hinter den positiven Proben steckte, änderte sich mein Blick. Offensichtlich sah jemand meine Position im Sport anders als ich. Hatte ich Gegner, die vor nichts zurückschreckten?

Den Zeitungsartikel ließ ich neben mir auf den Boden fallen. Meine Gedanken waren an einem Vorfall hängen geblieben, der noch nicht lange zurücklag. Johannesburg, der Weltcup 1998, in vielerlei Hinsicht eine Weggabelung, vielleicht ein Schlüsselereignis.

DLV-Leistungssportdirektor Frank Hensel hatte mich am Ende des Wettkampfes zur Seite genommen. Er hatte von mir wissen wollen, wann ich meine Karriere beenden würde. Ich hatte gerade den Weltcup über 3000 Meter gewonnen und empfand diese Frage geradezu als Beleidigung. Doch Hensel hatte sehr offen gesprochen, und irgendwie hatte es mir geschmeichelt, dass er meine berufliche Zukunft in der DLV-Zentrale gesehen hatte. Konnte noch etwas passieren? Meine Perspektive lag in Darmstadt.

Auch Präsident Digel und Sportwart Rüdiger Nickel hatten mir bereits signalisiert, dass sie mich für die Verbandsarbeit gewinnen wollten. Digel hätte mich schon vor einem Jahr gerne als Athletenmanager verpflichtet, obwohl ihm meine Probleme mit einzelnen Trainern nicht verborgen geblieben waren. Aber es war ruhiger geworden, die Debatten wurden nicht mehr so hitzig geführt, zumindest nicht auf offener Bühne. Man ließ mich in Ruhe, traktierte mich nicht mit Leistungsvorgaben, gab mir bei der Wahl der Trainingslager freie Hand, und versuchte erst gar nicht, mich zu zentral verordneten Camps zu zwingen. Mit Isabelle als Bundestrai-

nerin arbeitete ich wie auf einer Insel der Seligen, ohne Zugriff der Zentralisten in Darmstadt, die alles unter Kontrolle haben wollten. Für sie war ich ein unberechenbarer Individualist.

Den Plan von Digel hatten sie als Kampfansage begreifen müssen. Ein leitender Job in der Geschäftsstelle hatte bei denen, die ich massiv angegriffen hatte, alle roten Lampen aufleuchten lassen müssen. Wären sie dann noch sicher? Würde ich die Trainingspläne, die immer noch auf dem DDR-Sport basierten, unterstützen und an die Athleten weiterleiten? In ihrer Sicht war ich kein guter Mitarbeiter. Für sie war ich einer, der immer alles »anders« machen wollte, der eigene Vorstellungen hatte und sie verwirklichen wollte. Einer, den man nicht im Griff hatte durch gemeinsame Leichen im Keller. Dazu war ich viel zu unabhängig. Kurzum: Für viele Trainer und Funktionäre war ich ein Kotzbrocken.

Hatten sie Furcht vor mir gehabt? Im Rückblick glaube ich ja. Die meisten Medien waren auf meiner Seite gewesen, ich war sportlich zu erfolgreich, unantastbar. Wer hätte mir widersprechen sollen?

Jetzt war alles anders. Komplett anders. Meine Glaubwürdigkeit war weg, und damit auch die Basis für Argumente gegen das Doping. Wie einfach es doch war. Mit einer einzigen positiven Probe.

Hatte ich jemand persönlich verletzt? Hasste mich jemand derart, dass er nicht einmal vor einer solchen Tat zurückschreckte? Krampfhaft versuchte ich mich an Szenen und Personen zu erinnern. Ich musste nicht weit zurück gehen. Wieder war es Johannesburg. Dort schien sich der Kreis zu schließen. Der Weltcup 1998. Ein ganz problematisches Jahr für uns Läufer. Mein ganzes Engagement für einen schnelleren, deutlichen EPO-Nachweis resultierte aus jenem Sommer. Vorher hatte ich mich auf eine Verbesserung der Trainingskontrollen gestürzt, und das Thema in die Schulen getragen. Ich wollte zeigen, dass man auch ohne »unterstützende Mittel«, wie es in der DDR geheißen hatte, Olympiasieger werden konnte.

1998 hatte sich die Lage geändert. Durch das in der Szene grassierende EPO war mein unmittelbares Umfeld, die Langstrecke, betroffen. Vorher hatte ich diese Dopingvariante verdrängt, nichts

davon wissen wollen. Als wäre es gestern gewesen, fielen mir die Gespräche auf dem dunklen Hotelgang wieder ein.

»Kennst Du die Geschichte von Budapest?« An einem der ersten Abende war es, als mich ein Mitglied des deutschen Teams abgefangen hatte. Kurz vor dem Weltcup waren in Budapest die Europameisterschaften gewesen. »Sagt Dir der Blutplasmaexpander HES etwas?« Mein Kollege hatte geheimnisvoll geflüstert. Er hatte für mich in Rätseln gesprochen. HES? Er hatte keine Antwort mehr abgewartet. »Es soll ein Athlet den Wirkstoff HES bekommen haben.«

Mit großen Augen hatte ich ihn angeschaut. War deshalb die Unruhe unter den Medizinern entstanden, als ich am ersten Tag in Johannesburg bei der Anmeldung zur Massage schier über die vielen Infusionsbehälter und Bestecke gestolpert war? »Sind wir hier auf der Intensivstation oder bei einem Wettkampf?«, hatte ich einen Therapeuten gefragt. Eine Stunde später, bei meinem Massagetermin, war alles weggeräumt gewesen.

Es war immer wieder mal die Rede von Infusionen nach einem Wettkampf, soviel hatte ich gehört. Aber offensichtlich wurde diese »Betreuung« mittlerweile auch vorher praktiziert, und keineswegs heimlich. In Johannesburg hatte ich in der noch herrschenden Unordnung gesehen, welche Ausmaße es angenommen hatte.

Ich hatte Klarheit gebraucht. »Was ist das – HES?« »Das Blut wird damit verdünnt.« Mein Informant hatte sich zu mir gebeugt und noch leiser geflüstert. Noch immer waren wir im langen Korridor gestanden. »Verdünnt?«, hatte ich wiederholt. »Wer? Kennst du den Athleten?« »Ich kann es Dir nicht sagen, Dieter.« »Ist er aus unserem Bereich?«, hatte ich wissen wollen. »Ein Sprinter braucht das nicht. Wenn ich Blut verdünnen will, muss es dick geworden sein«, hatte er gemeint. Ich hatte gemerkt, dass er mir Roß und Reiter nicht preisgeben wollte. »Ist es ein Langstreckler, ein Läufer? Kennst du den Namen?« Wieder hatte ich nachgebohrt, ohne Glück. »Dieter, wirklich, ich kann es Dir nicht sagen. Hör dich einfach um.« Damit hatte er mich stehenlassen.

Plötzlich war es da, das Ungeheuer. Wie weit war es vom Blutverdünner HES zu EPO? Viele konnten es in Budapest nicht gewesen sein. Warum hatte er mir das gesagt?

Ich war elektrisiert gewesen, plötzlich hatte das Thema eine ganz persönliche Note bekommen. Aus unserer Disziplin, ein Langstreckler, die unmittelbare Konkurrenz. Ich hatte meine Wut und Empörung nur schwer zügeln können. Ich hatte wissen wollen, was sich dort in Budapest abgespielt hatte.

Die Mannschaftssitzung in Johannesburg fiel mir wieder ein. »Stille Stunde« nennt man das bei den Leichtathleten. Die Funktionäre hatten sich nochmals im Glanz der vergangenen, erfolgreichen Tage gesonnt und die Verlierer getadelt. Ich hatte den Augenblick genutzt, ein Zeichen setzen wollen und meine Botschaft in das vertraute Bild des Saisonausklanges, der nachfolgenden Pause und des beginnenden Wintertrainings verpackt: »Was bedeutet eine gute Vorbereitung, ein gutes Training? Training heißt für mich Dauerlauf im Wald, Freude in einer Gruppe. Zusammen im Kraftraum die Form aufbauen. Training heißt nicht: Medikamente, Spritzen und Infusionen. Ich hoffe, daß alle hier im Raum das gleiche unter einer guten Vorbereitung auf die neue Saison verstehen.«

Schweigen, versteinerte Gesichter. Wieder, wie damals bei dem Interview mit der »Stuttgarter Zeitung«, war ich mir der Tragweite meiner Sätze nicht bewußt gewesen. Wieder war es eine Entscheidung aus dem Bauch heraus gewesen, aber auch die tiefe Überzeugung, wachrütteln zu wollen. Die Spaltung innerhalb der DLV-Truppe war wie mit einem Beil gezogen worden.

Durch den Überraschungseffekt hatte ich für kurze Zeit erkennen können, wer nicht so dachte. War es das, was viele so störte? Dieses forsche Auftreten, dieses Überfallartige in meinem Handeln? So hatte ich ihre Schockreaktion damals interpretiert. Heute weiß ich, dass sich hinter ihrer Ablehnung mehr verbarg. Offene Feindschaft. Aber auch Zustimmung vom anderen Teil der Mannschaft. Leider waren nur wenige danach gekommen, um mir auch persönlich zuzustimmen. Es war das heißeste Thema, das man hatte aufgreifen können. In diesem Rahmen, auf diese direkte Art, war es ein Novum gewesen.

Mein Zeichen zeigte Wirkung. Es war in den folgenden Wochen unruhig in der Mannschaft geblieben. Gerüchte wurden gestreut und im Verlauf waren die Namen der Athleten ans Tageslicht gekommen. Es waren zwei gewesen. Stephane Franke und Damian

Kallabis. Beide hatten vor Jahren in unserer Läufergruppe trainiert, ehe sie nach Berlin gezogen waren. Das Verfahren gegen sie wurde innerhalb weniger Wochen eingestellt. HES war noch nicht verboten, war erst zwei Monate später vom internationalen Leichtathletikverband IAAF geächtet worden. Dem DLV war die Situation äußerst unangenehm gewesen, weil es seine Ärzte waren, die diesen Wirkstoff verabreicht hatten. Wäre es ein Dopingverstoß gewesen, hätten die Funktionäre einer Mitschuld nicht ausweichen können.

Für mich war dieses Verhalten nicht hinnehmbar gewesen. Ich hatte auf dem schnellsten Weg eine Nachweismöglichkeit für EPO gefordert. Mit anderen Athleten zusammen hatte ich eine Initiative gegründet, die freiwillige Bluttests verlangte. Das Labor in Köln sollte Daten sammeln und an einem entsprechenden Projekt arbeiten. In dieser Zeit war klar geworden, wer in dem Verband wo stand. Briefe waren mir zugespielt worden, die nur ein Feindbild kannten. Ich war für sie der Nestbeschmutzer.